

**Zeitschrift:** Schaffhauser Beiträge zur vaterländischen Geschichte  
**Herausgeber:** Historischer Verein des Kantons Schaffhausen  
**Band:** 30 (1953)

**Artikel:** Briefe von Daniel Schenkel an Andreas Heusler : 1840-1851  
**Autor:** Schib, Karl  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-841147>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 02.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Briefe von Daniel Schenkel an Andreas Heusler

1840—1851

Herausgegeben von Karl Schib

## EINLEITUNG

### I. Schaffhausen während der großen Wirtschaftskrise

«Hier in Schaffhausen verlasse ich einen faulen Boden», so lautete die Bilanz, die Daniel Schenkel nach zehnjähriger Tätigkeit als Pfarrer am Münster zu Schaffhausen zog. Um die Hintergründe dieses harten Urteils zu verstehen, müssen wir einen Blick auf die Lage Schaffhausens in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts, dem Zeitabschnitt von Schenkels Wirken, werfen.

Der Untergang des Ancien régime im Jahre 1798 bedeutete für den Stadtstaat Schaffhausen in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht eine Katastrophe. Politisch verlor die Stadt ihre althergebrachten Hoheitsrechte über die Landschaft, wirtschaftlich schienen alle Grundlagen des bisherigen Wohlstandes erschüttert zu sein. Die Restauration wurde ihrem Namen auf politischer Ebene mit der wenigstens teilweisen Wiederaufrichtung der städtischen Vorherrschaft über das noch etwas erweiterte Territorium gerecht. Die Fundamente der schaffhauserischen Wirtschaft aber schienen endgültig vernichtet zu sein.

Schaffhausen hatte jahrhundertlang seine Stellung als Stapelplatz an den Stromschnellen genossen. Schon im Laufe des 18. Jahrhunderts ging die Rheinschiffahrt infolge der Konkurrenz neuerstellter Landstraßen zurück; in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts nahm der Güterverkehr auf dem Rheine ununterbrochen ab bis zum völligen Versiegen. Schaffhausen verlor viel kostbare

Zeit mit der Verteidigung von Monopolen, die nur noch die Bedeutung von historischen Erinnerungen hatten.

Zur Zeit des Ancien régime war Schaffhausen Markttort für ein Gebiet, das weit über die Grenzen seines politischen Territoriums hinausreichte. Die Bevölkerung eines ganzen Gürtels von Zwergstaaten betrachtete die Stadt Schaffhausen als ihre wirtschaftliche Metropole. Diese kleine, für Schaffhausen so interessante Nachbarschaft verschwand im politischen Schmelztiegel Napoleons, und im Jahre 1806 erstand rings um die Grenze des Kantons Schaffhausen das Großherzogtum Baden als neuer Nachbar — eine politische Nachbarschaft, die in bezug auf Flächeninhalt und Einwohnerzahl mächtiger war als alles, was Schaffhausen in seiner bisherigen Geschichte erlebt hatte. Das ungleich stärkere Großherzogtum trat bald mit eigener Verkehrs- und Wirtschaftspolitik auf. Der Ost-West-Verkehr wurde auf neue, den Kanton Schaffhausen umgehende Straßen geleitet. Den größten Schlag aber versetzte der Schaffhauser Wirtschaft der Anschluß Badens an den Deutschen Zollverein (1835). Das mächtige deutsche Wirtschaftsgebiet, das im Innern alle Zollschranken niederlegte, errichtete gegenüber dem Ausland Zollgrenzen mit Tarifen, wie sie Schaffhausen nie gekannt und vonseiten seiner ehemaligen Nachbarn auch nicht geduldet hätte. Die Schaffhauser Ausfuhr wurde geknickt; städtische und ländliche Wirtschaft waren gleicherweise getroffen, und in der Stadt tauchte der Gedanke auf, durch den Anschluß des Kantons an den Deutschen Zollverein einen Ausweg aus der Not zu suchen. Die diesbezügliche Motion im Großen Rat war ein Notschrei angesichts des Versagens des eidgenössischen Staatenbundes, der in seiner Ohnmacht nichts unternehmen konnte, um die Lage Schaffhausens zu erleichtern.

Die Schaffhauser Landschaft hatte mit der Regenerationsverfassung des Jahres 1831 die langersehnte Gleichberechtigung mit der städtischen Bürgerschaft erreicht. Der politische Erfolg aber wurde überschattet durch die Absatzkrise aller landwirtschaftlichen Produkte, einer Krise, für die außer der Massenauswanderung kein Heilmittel vorhanden zu sein schien.

Für die Stadt aber bedeutete die Regenerationsverfassung den endgültigen Zusammenbruch alles dessen, was Sinn und Größe der vergangenen Jahrhunderte ausgemacht hatte. Die Stadt, die in der Vergangenheit immer ein Staat war, wurde zur Gemeinde; Stadt- und Staatsgut wurden ausgeschieden. Die Aeußerungen der Zeitgenossen geben ein eindruckliches Bild der Niedergeschlagenheit und

Mutlosigkeit, die damals weite Kreise der städtischen Bürgerschaft bedrückte. Hans Wilhelm Harder, Stadtratsdiener und Betreibungsbeamter, anvertraute seinem Tagebuch am 17. Dezember 1838 die bittersten Klagen über die Lage der Stadt. «825 Schuldforderungen sind dieses Jahr gerichtlich auf Einwohner der Stadt und des Stadtbahns eingeklagt und erstmals durch mich betrieben worden. Ich zweifle daran, ob seit Bestand unserer Gemeinde je die gerichtlich eingeklagten Forderungen in einem Jahre diese Zahl erreicht haben, sonst war die Zahl derselben 5, höchstens über 600 Numeros. Was wird noch aus der lieben Vaterstadt werden bei solchen Aussichten! Mit Angst und Schrecken denke ich an die Zukunft. — Pfarrer Christian Hurter, von dem ich auf pag. 223 gesprochen, meinte, man werde noch sagen: Sag an, Bruder, wo mähen wir zuerst, in der Hinter- oder Vordergasse? Das Gras ist zeitig. Ein trauriges, abschreckendes Gemälde, umso trauriger, weil eben manche Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die Gewerbe bei uns immer mehr ins Stocken geraten werden, der Wohlstand immer mehr abnehmen wird, wenn auch diese einem finstern Charakter entgangene Idee erst in späten Jahrhunderten zur Wirklichkeit übergehen wird<sup>1</sup>.»

Schaffhausen steht gegenüber manchen Schweizerstädten um hundert Jahre zurück, schrieb Harder etwas später<sup>2</sup>. Als es sich darum handelte, dem Geschichtschreiber Johannes von Müller ein Denkmal zu errichten, schien Schaffhausen aus eigenen Mitteln unfähig dazu zu sein<sup>3</sup>. Harder weiß um die äußeren, wirtschaftlichen Ursachen der Not; aber er glaubt auch moralische zu erkennen. «Schaffhausen hat längst schon sein Glück verschlafen als Folge der vielen Spiel- und Zechgelage, welche den Sinn vom Guten abziehen etc.<sup>4</sup>.» Allzu viele suchen den Gram über die schleichende Not und «eine Unzahl drückender Schulden» durch «Genüsse niederer Natur» zu verdrängen. Aber bei Trinkgelagen können weder Kummer noch Schulden getilgt werden: «mit Spielen und Faulenzen verdient man nichts; aus liederlichem Leben kann nie echter Frohsinn erblühen»<sup>5</sup>.

Die politischen Stürme auf eidgenössischem Boden ließen in den

---

<sup>1</sup> H. W. Harder, Mein Tagebuch, IV, S. 228. Manuskript Staatsarchiv Schaffhausen (zitiert: H. W. Harder). Vgl. im übrigen meine Darstellung der wirtschaftlichen Entwicklung Schaffhausens in: «Schweizerische Industrie-Gesellschaft Neuhausen am Rheinfall 1853—1953», S. 15—72.

<sup>2</sup> H. W. Harder IV, S. 426.

<sup>3</sup> H. W. Harder V, S. 26 f.

<sup>4</sup> H. W. Harder V, S. 27.

<sup>5</sup> H. W. Harder VI, S. 280.

vierziger Jahren die eigene wirtschaftliche Notlage etwas in den Hintergrund treten; aber als mit der Schaffung des Bundesstaates im Jahre 1848 sich keinerlei Ausweg aus der wirtschaftlichen Dauerkrise zeigen wollte, ergriff die Niedergeschlagenheit umso breitere Kreise der Schaffhauser Bevölkerung. Die noch ganz im Zunftdenken steckende zahlreiche Handwerkerschaft sah mit Schrecken der Gewerbefreiheit entgegen, die in der Kantonsverfassung vom Jahre 1851 verankert werden sollte. Bevor in Schaffhausen ein Fabrikbetrieb entstand, der imstande gewesen wäre, eine zahlreiche Arbeiterschaft einzugliedern, graute es den Handwerkern vor dem Absinken ins Proletariat. In deutlicher Anlehnung an den Wortschatz des Kommunistischen Manifestes schrieb ein Einsender im «Tageblatt» 1851: «Bald wird kein Handwerkerstand mehr vorhanden sein; wir werden nurmehr Kapitalisten und — Tagelöhner im Dienste des Kapitals haben. Den Nutzen der Arbeit, d. h. den Vorteil, genießt dann nicht der Arbeiter, sondern das Kapital, welches auf diese Art immer in die Hände der einzelnen gebracht wird. Die ganze menschliche Gesellschaft wird alsdann aus nur wenigen Kapitalisten bestehen, welche die Welt nach ihrem Willen lenken und regieren, und aus — den Armen, Proletariern, welche die blinden Werkzeuge des Kapitals sind, bis sie endlich Sklavenketten brechen<sup>6</sup>.»

## 2. Die zerfallende Oberschicht

Politik und Wirtschaft waren in der alten Zunftverfassung in genossenschaftlicher Gliederung eng miteinander verbunden. Noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts blieb die Wirtschaftspolitik im Geleise der Zunftverfassung stecken, obwohl diese selbst in der sogenannten Restaurationszeit nur noch ein schattenhaftes Gebilde war. Das Versagen der Politik aber war das Werk einer Regentenschicht, die einem hoffnungslosen Abstieg verfallen war. Eine Anzahl Schaffhauser Familien hatte zur Zeit des Ancien régime trotz der demokratischen Zunftverfassung eine Art Beamtenadel gebildet. Zu den wenigen die Jahrhunderte überlebenden Angehörigen des alten Geburtsadels waren im Laufe der Zeit bürgerliche Familien gestoßen. Diese Oberschicht hatte schon im 18. Jahrhundert die Zeit ihrer großen Leistung hinter sich. Der Zusammenbruch des

---

<sup>6</sup> «Tageblatt» 1851, 9. April.

Ancien régime kam nicht nur einem politischen, sondern auch einem wirtschaftlichen Abstieg der führenden Familien gleich. Die Restaurationszeit erlaubte die Rückkehr zu den Aemtern; aber nur ganz vereinzelte Vertreter der einstigen Regentenschicht fanden den Weg zu neuen wirtschaftlichen Möglichkeiten. Viele sogenannte Junker suchten durch Einheirat in vermögliche Familien ihre Existenz zu sichern; sie fristeten dann oft zum Gespött ihrer Zeitgenossen als «Heiratsgütler» ihr Dasein. Was von der einstigen Herrlichkeit übrig blieb, war das Bewußtsein angeborener Superiorität. «Unsere Junker», schrieb Harder, «größtentheil von ihren früheren Reichthümern befreit, suchen ihren Nimbus nur noch durch Geringschätzung ihrer Mitbürger zu erhalten<sup>7</sup>.»

Schlimmer war, daß oft dem ökonomischen Zerfall der moralische parallel ging. J. Kaspar Im Thurn verlor bei Spekulationen sein eigenes Vermögen samt Spargeldern, die ihm Private und Dienstboten anvertraut hatten; 1827 geriet er in Konkurs. «Nach damaliger Sitte entfernte Im Thurn sich ins Ausland und überließ die Liquidation dem Gerichte<sup>8</sup>.» Die Unterschlagungen des Säckelmeisters Joh. Conrad Siegerist erschütterten 1833 die kantonalen Finanzen<sup>9</sup>. Im Jahre 1844 kam es zu einer geradezu tragischen Häufung von Katastrophen. Franz Anselm von Meyenburg-Stokar, langjähriger Bürgermeister, entging mit knapper Not strafrechtlicher Verfolgung wegen unlauteren Finanzgeschäften; er verließ Schaffhausen 1844 unter Hinterlassung gewaltiger Schulden<sup>10</sup>. Eberhard Im Thurn beging als Stadtkassier schwere Veruntreuungen und entging der Verhaftung durch Selbstmord. Seinem Kumpanen Karl Ringk von Wildenberg, Staatsschreiber, gelang die Flucht; er starb in Meran. Johann Schalch, Stadtkassier, verursachte in der Stadtkasse ein Defizit von 19 000 Gulden; er wurde zu achtjähriger Arbeitshausstrafe verurteilt.

Für die geknickten städtischen Familien war es kaum ein Trost, daß auch der Führer der radikalen Partei, Johann Martin Gries-

---

<sup>7</sup> H. W. Harder X, S. 181, 11. Jan. 1845.

<sup>8</sup> Joh. Conrad Laffon (1801—1882), Apotheker, schrieb kurze Biographien seiner Zeitgenossen, die für die Personengeschichte sehr aufschlußreich sind. Laffon gab seinem Manuskript den Titel «Zeitgenossen» und bemerkte dazu: «So viel mir bewußt, beruhen diese Notizen auf vollständiger Wahrheit und dürften sich dabei keine Irrthümer eingeschlichen haben» (1878). Das Manuskript befindet sich in Privatbesitz. Wir zitieren: Manuskript Laffon.

<sup>9</sup> Vgl. S. 193 Anm. 32.

<sup>10</sup> Vgl. S. 193 Anm. 33.

haber von Hallau, 1820—1874, scheiterte. Grieshaber hatte im Großen Rat die entscheidenden Instruktionen im radikalen Sinne dank seiner Beredsamkeit durchgesetzt und vertrat den Stand Schaffhausen wiederholt auf der Tagsatzung. 1849 mußte er vom Kantonsgericht wegen Betrug zu 18monatiger Arbeitshausstrafe zweiten Grades verurteilt werden; nach Verbüßung der Strafe wanderte er nach England aus<sup>11</sup>.

Conrad Peyer, alt Bürgermeister, konnte sich mit der fortschreitenden Demokratisierung aller Verhältnisse nicht abfinden; «er verkaufte seine Liegenschaften und siedelte nach Bern über, wo er sich beim Umgange mit einigen alten Familien besser fühlte»<sup>12</sup>. Das Haus zum Rosengarten, dessen Besitzer David Peyer (1769—1842) als Gerichtsherr noch die Herrlichkeiten des Ancien régime genossen hatte, ging nach der Verarmung des Besitzers an den Mechaniker Joh. Rauschenbach über; im ehemaligen Tanzsaale richtete Professor Jakob Amsler eine mechanische Werkstätte ein. Diese Handänderung war in doppelter Hinsicht symbolisch: neue Formen der Arbeitsbeschaffung begründet durch Männer, die im Begriffe waren, die verbrauchten Generationen abzulösen. Längst ertönte der Ruf nach Auffrischung der Bürgerschaft durch tüchtige Neubürger!

### 3. Die Krise in der Kirche

Es wäre erstaunlich, wenn die schweren wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Erschütterungen die Schaffhauser Kirche verschont hätten. Tatsächlich haben sowohl die materielle Not als auch der Umbruch auf politischem und geistigem Gebiet die Kirche in Mitleidenschaft gezogen. Als Quelle soll hier zum erstenmal das Tagebuch von Propst Joh. Jakob Mezger herangezogen werden<sup>13</sup>. Mezger stand im Banne der mächtig fortschreitenden Naturwissenschaften; dieser Pfarrherr trieb Physik und Mathematik, konstruierte Elektrifiziermaschinen, elektrische Glühlampen und

---

<sup>11</sup> Prot. des Kantonsgerichtes, 3. u. 31. Okt. und 5. Nov. 1849.

<sup>12</sup> Manuskript Laffon.

<sup>13</sup> Joh. Jakob Mezger (1783—1853) war der Sohn von J. Jakob Mezger, Prof. für Geschichte am Collegium Humanitatis und Pfarrer auf der Steig (1759—1841); er war zuerst Pfarrer in Osterfingen, dann zu Siblingen und seit 1828 Propst zu Wagenhausen. Sein Tagebuch umfaßt das 2. bis 4. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts; es ist in Privatbesitz.

Fernrohre und war aktives Mitglied der Naturforschenden Gesellschaft. Als echter Aufklärer war er ein Freund der Natur. Jedem Menschen, schrieb er in seinem Tagebuch, sollte man den Rat geben: «Lebe gut und denke nicht an den Tod: lasse den Schicksalswagen daher und dahin rollen, ohne dich ängstlich darum zu bekümmern, wohin er dich führt: siehe nur zu, daß du bestmöglich die Steine ausweichst, worüber er hinfährt, und daß du nicht versäumst, die schönen Gegenden, die freundlichen Täler, die lieblichen Bäume etc. etc., bei welchen du vorüber eilst, zu genießen oder wenigstens zu beschauen, damit du nicht am Ende dir vorwerfen müßtest, Gott habe dir das Leben gegeben, du habest aber nicht gelebt! — Dies dünkt mich das beste zu sein, da alle Angst, alles Grübeln über Tod und Sterblichkeit zu nichts und zu gar nichts führt<sup>14</sup>.» Auf einer Ferienreise denkt Mezger an einem Sonntagmorgen an seine amtierenden Kollegen: «Wie viel hohl und fromm tönendes Gewäsche mag jetzt, dachte ich, auf allen Kanzeln ringsumher dem gläubigen Volke vorgeschwatzt werden, wovon die Pfarrer vielleicht selbst kaum die Hälfte glauben und worin das Volk doch keine volle Befriedigung findet, und ich finde hier im Tempel der Natur, umgeben von Millionen Wundern der Schöpfung beim Glanze der göttlichen Sonne, beim harmonischen Klange ferner Glocken eine Erbauung, eine Erhebung des Gemütes, eine Sehnsucht nach der Auflösung des Rätsels meines Daseins, die keine menschliche Worte aussprechen, keine menschliche Stimme wecken kann<sup>15</sup>». Entrüstet berichtet Mezger, wie ihm geistliche Kollegen, denen er von der beim Studium der Mathematik empfundenen, aus der «Gewißheit der Sache» geflossenen Befriedigung erzählte, nichts zu antworten wußten als: «Wo ist Gewißheit als im Einigen — Ewigen — Göttlichen etc. etc.!» Er habe dann geschwiegen, «um nicht mit Leuten in Kollision zu kommen, die die Religion auf Kosten aller andern Dinge erheben, als könnte neben ihr nichts anderes im menschlichen Geiste und Herzen bestehen...».

Mezgers Theologie war ein dürftiges Pflänzlein; aber als Künstler — Mezger war hochmusikalisch und ein hervorragender Flötenspieler — stellte er immer wieder Betrachtungen an über die bestmögliche Form des Gottesdienstes. Fest steht für ihn, daß Religion nur Gefühlssache sein kann. «Denn ist sie nicht reine Herzens-

---

<sup>14</sup> Tagebuch, 7. Juni 1819.

<sup>15</sup> Tagebuch, 18. Juli 1822.

sache, so treibt die Vernunft ihren Spuk und gießt kaltes Wasser über die heißen, innigen Gefühle des Herzens...» (1822, 6. Juni). Nach einem Besuche des Konstanzer Münsters schreibt Mezger in seinem Tagebuch: «Ich hatte jetzt nur noch Zeit, den Dom von innen zu besuchen. Ein herrliches gotisches Gebäude; weit einladender zum Gottesdienst als unsere religiösen Eiskeller, in welche die Vernunft unsers Zwinglis etc. eine unerträgliche Kälte hineingebracht hat. Solche und ähnliche Tempel werden keine Protestanten mehr bauen. Sie werden sagen: man müsse Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten, und da versteht es sich von selbst, daß auf das Herz und Gemüth keine Rücksicht genommen wird. Man mag sagen, was man will: der katholische Gottesdienst ist für den Menschen, wie er ist und ewig bleiben wird..., der protestantische für den Menschen, wie er sein sollte, aber nimmer werden wird<sup>16</sup>.» Im katholischen Gottesdienst stellt er zwar «Hokuspokus» und «Geleier» fest. «Das alles müßte sehr eingeschränkt und größtentheils abgeschafft werden. Aber unsere Kirchen müßten dafür auch aus armseligen, leeren Gewölben und Kellern in Tempel des Herrn umgeschaffen werden, wo der Gottesdienst nicht bloß in dem gellenden Absingen oft sinnloser und unpassender Psalmen und in einer frostigen, übervernünftigen Predigt bestünde. — Genug, ich bin fest davon überzeugt, daß ein edler, bereinigter Katholizismus den Menschen weit glücklicher und zufriedener machen könnte, als es unser eiskalte, vernünftige Protestantismus jemals zu thun imstande ist. Unmöglich kommt es mir auch gar nicht vor, daß nach Jahrhunderten die ganze Christenheit wieder zur kath. Kirche zurückkehren werde, denn der Mensch wird immer Mensch bleiben und die gleichen Bedürfnisse des Herzens fühlen<sup>17</sup>.» Wenig später kommt Mezger auf denselben Gedanken zurück, wenn er schreibt: «Welcher gefühlvolle Christ würde nicht lieber die Religion eines aufgeklärten Catholiken als eines aufgeklärten Protestanten haben!»

Mezger hatte Gelegenheit, etwas von der sozialen Not jener Jahre am eigenen Leibe zu erfahren. «Kein elenderes, ärmeres Geschöpf ist wahrlich als ein Landpfarrer im Kanton Schaffhausen», schreibt er 1830 in sein Tagebuch, «und schade ists, wenn hier irgend ein junger Mensch von Talent sich diesem Stande widmet, es wäre denn, er hätte besondere Vorliebe für denselben und Vermögen...».

---

<sup>16</sup> Tagebuch 8. Juli 1825.

<sup>17</sup> Tagebuch 6. Juni 1822.

In den dreißiger Jahren werden Mezgers Aeußerungen unter dem Einfluß seines schweren Gichtleidens noch pessimistischer. Seine eigenen Angehörigen trugen kaum zur Erhellung der immer trüber werdenden Schilderungen bei. Mezgers Schwester Susette war mit dem Steiner Pfarrer Melchior Kirchhofer wenig glücklich verheiratet; Mezger zeichnet seinen Schwager als «Amtszeloten», dessen Predigt die Wärme und Popularität fehlt und der «in eitlem Geldstolz» auf andere herabblickt. Kirchhofers mühsame Schriftstellerei — er war Verfasser einer ganzen Reihe historischer und kirchenhistorischer Arbeiten — sei schuld an seiner angegriffenen Gesundheit (1831). Die Verschwägerung mit Pfarrersfamilien war in der Mezger'schen Sippe fast ebenso selbstverständlich wie die Wahl der Theologie als Beruf. Mezgers Bruder Conrad (1788—1863) war Pfarrer zu Gächlingen; sein Schwiegervater war Joh. Wilh. Veith (1758—1833), Pfarrer am St. Johann und Antistes; dessen geschwätzigte Predigten wurden von den Zuhörern geradezu als Plage empfunden<sup>18</sup>.

Geistliche Dynastiebildungen dieser Art waren kaum eine günstige Ausgangslage für eine Erneuerung der Kirche im Sinne einer Anpassung an die neuen politischen und sozialen Verhältnisse. H. W. Harder, der in seinem Tagebuch die Lage der Kirche immer wieder mit der Aufmerksamkeit eines tief religiösen Menschen berührte, stellte im Jahre 1840 fest, daß bei den Schaffhauser Geistlichen «mehr Eigendünkel als Muth» herrsche. «An durchgreifendes Handeln ist höchstens von Seite des Antistes zu denken; der hat noch Mut, und wenn auch nicht aus der besten Quelle geschöpft<sup>19</sup>.»

Dieser Antistes ist kein anderer als Friedrich Hurter, das Oberhaupt der Schaffhauser Kirche, das seit Ende der dreißiger Jahre des «Kryptokatholizismus» verdächtigt wurde. Der Hurter-Handel stürzte die Schaffhauser Kirche in eine Krise, die sie nicht weniger tief aufwühlte, als die politischen und sozialen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit den Staat aufgewühlt hatten<sup>20</sup>. Der Hurter-

---

<sup>18</sup> Ueber Propst Mezgers Schwester, die Malerin Caroline Mezger, vgl. Walter Utzinger, Die Malerin Caroline Mezger. Ein Menschenschicksal und Zeitbild. Thayngen 1946. Beim tragischen Ende des Vaters, des Steigpfarrers J. J. Mezger, der über 80jährig freiwillig aus dem Leben schied, war der Kummer über seine Kinder nicht ohne Einfluß.

<sup>19</sup> Harder VI, S. 16.

<sup>20</sup> Es kann hier nicht der Ort sein, Hurters geistigen Werdegang zu schildern. Ueber die Hauptdaten seines Lebens vgl. S. 177 und über die wichtigste Literatur S. 185 Anm. 19 und S. 190 Anm. 26 und 27. Erwähnt sei immerhin, daß

Handel wurde denn auch von einzelnen Zeitgenossen mit der staatspolitischen Krise in Parallele gesetzt, die anlässlich der Entstehung der deutschen Zollgrenze ausgebrochen war. Am 20. April 1840 notierte Harder in seinem Tagebuch als interessantestes und erregendstes Ereignis die an ihn zu Winterthur gestellte Frage, «ob es wahr sei, daß die Schaffhauser katholisch und badisch werden wollen»<sup>21</sup>. Die Nervenkrise, die durch Hurters Rücktritt und seinen Uebertritt zur katholischen Kirche hervorgerufen wurde, war die Quelle von Gerüchten und Verdächtigungen. Noch im Jahre 1844 schrieb Harder in seinem Tagebuch: «Man bietet sich die Mär umher, daß Pfarrer Bidermann zu Neunkirch, Mezger zu Gächlingen und Maurer-Constant in München dem Vorbilde ihres gewesenen Principalen gemäß zur katholischen Confession übergetreten seyen»<sup>22</sup>.

#### 4. Daniel Schenkel

Nachdem Hurter am 18. März 1841 von allen seinen Aemtern zurückgetreten war, wählte der Kleine Rat am 10. Juni als Nachfolger den Licentiaten Daniel Schenkel zum Pfarrer am Münster. Daniel Schenkel entstammte einem alten Schaffhauser Geschlecht. Er war im Jahre 1813 zu Dägerlen bei Winterthur als Sohn des Pfarrers Johannes Schenkel geboren<sup>23</sup>. Hier und in Hallau, wohin der Vater im Jahre 1817 als Pfarrer berufen worden war, verbrachte Daniel Schenkel seine Jugend. Nach dem Tode des Vaters am 9. Februar 1828 kam der 14jährige Knabe nach Basel. In Privat- und

---

Mezger schon 1817 in seinem Tagebuch von «katholisch-pfäffischen Aeüßerungen Hurters» schrieb. H. W. Harder hat ebenfalls früh auf die Vorliebe Hurters für alles Hierarchische in der Kirche aufmerksam gemacht.

<sup>21</sup> H. W. Harder V, S. 484.

<sup>22</sup> H. W. Harder X, S. 70.

<sup>23</sup> Daniel Schenkel schrieb die Biographie seines Vaters: Johannes Schenkel, Pfarrer von Unterhallau. Ein Denkmal auf den Grabhügel eines Verborgenen vor der Welt. Hamburg 1837. 190 S. — Der Lebenslauf Daniel Schenkels ist mit einiger Ausführlichkeit in der Allgemeinen Deutschen Biographie Bd. 36 beschrieben. Der Geburtsort Dägerlen wurde in der ADB. zu «Dögerlin» und in den späteren kirchengeschichtlichen Wörterbüchern zu «Döperlin»! Im geringen Interesse, das die biographische Bearbeitung von Schenkels Leben gefunden hat, spiegelt sich das Schwinden seines Ansehens nach einem kampf-erfüllten Leben. Biographisch am interessantesten sind die Hinweise bei Adolf Hausrath, Richard Rothe und seine Freunde II, S. 51 ff. und S. 217 ff.

Selbstunterricht hatte er sich auf den Besuch des Gymnasiums vorbereitet. Ursprünglich hatte er die Absicht, Jurisprudenz zu studieren; unter dem Einfluß de Wettes entschloß er sich für die Theologie. 1835 bestand er in Schaffhausen die theologische Prüfung, wirkte ein halbes Jahr als Vikar in seiner Vaterstadt und setzte hierauf das Studium an der Universität Göttingen fort. 1838 habilitierte er sich an der theologischen Fakultät zu Basel, wurde Hilfslehrer am Gymnasium und gleichzeitig Redaktor der «Basler Zeitung». Der erst 25 Jährige stürzte sich nun in die Politik, schloß Freundschaft mit Andreas Heusler, dem konservativsten aller Basler Politiker, der seit der Gründung der «Basler Zeitung» im Jahre 1831 an deren Schriftleitung beteiligt war<sup>24</sup>. Schenkel hatte im Jahre 1831 als Gymnasiast mit andern Studenten an einem Zuge gegen die aufständische Landschaft teilgenommen<sup>25</sup> und während der Trennungswirren die Empörung der Stadtbasler gegen den Radikalismus persönlich miterlebt. Als Politiker war er ein eigentlicher Schüler Heuslers; er übernahm sowohl dessen Hochachtung für die bestehende Rechtsordnung als auch das Mißtrauen gegen das Prinzip der Volkssouveränität. Auf der Ebene der konfessionellen Auseinandersetzung war Schenkel nicht nur wie Heusler ein scharfer Gegner der Jesuiten, sondern der katholischen Kirche überhaupt<sup>26</sup>.

Als der noch nicht 28jährige Daniel Schenkel die Nachfolge Hurters am Münster zu Schaffhausen antrat, war er für seine schwere Aufgabe gut vorbereitet. Als ausgezeichnete Redner und geborener Kämpfer begann er voll Selbstvertrauen die Aufrichtung einer Gemeinde, der es in jeder Beziehung an Mut gebrach. Wie ein Glaubensrichter war er schon vor seiner Berufung nach Schaffhausen

---

<sup>24</sup> Ueber Andreas Heusler und die politische Bedeutung der «Basler Zeitung» vgl. Eduard His, Basler Staatsmänner des 19. Jahrhunderts, S. 123—134, und Eduard Vischer, Rudolf Rauchenstein und Andreas Heusler. Ein politischer Briefwechsel aus den Jahren 1839—41, S. 145 ff. und S. 171 ff. Heusler hatte eine hohe Achtung vor Schenkels Arbeitsleistung. Vgl. seinen Brief an Rauchenstein, Vischer op. cit., S. 293.

<sup>25</sup> Der Verfasser des Artikels «Schenkel» in der Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, hg. v. J. J. Herzog, machte daraus einen «dreijährigen Kriegsdienst».

<sup>26</sup> Eine zeitlich beschränkte Existenzberechtigung billigte Schenkel allerdings der katholischen Kirche zu; er hält ihr Bestehen noch für so lange notwendig, «als der Protestantismus noch nicht alle in ihr liegenden Wahrheitselemente in sich aufgenommen und hineingearbeitet hat». Der Segen der Kirchenverbesserung. Eine Predigt, gehalten in der St. Elisabethenkirche am 14. Juni 1840, p. V.

nicht nur Hurter, sondern allen entgegengetreten, die katholischen Auffassungen Zugeständnisse zu machen schienen. Prof. Maurer-Constant hatte im Vorwort seiner Ausgabe der Chronik Hans Stockars geschrieben, Hansens Sohn Jakob habe von seinem Vater die «tiefe Frömmigkeit geerbt, sodaß er, treu dem Cultus seiner Väter, die Vaterstadt, wo die Reformation eingeführt worden, verlassen habe und nach Solothurn gezogen sei»; er wird von Schenkel dafür gerügt, weil in solchen Worten «ein seltsames Verkennen des Segens unserer Kirchenverbesserung» liege<sup>27</sup>. Der Schaffhauser Jurist J. C. Ziegler, der Verteidiger Hurters im Presseprozeß gegen Schenkel, wird von diesem als «Erzkatholik» gebrandmarkt<sup>28</sup>.

Neben der antihurterischen hat zweifellos die antiradikale Einstellung Schenkels bei seiner Berufung nach Schaffhausen eine Rolle gespielt. Stadt und Land standen sich in Schaffhausen nicht direkt feindschaftlich wie in Basel, aber doch immer noch mißtrauisch gegenüber. In der mehrheitlich konservativ eingestellten Stadt war der Boden für Schenkel, der sowohl Gegner Hurters als der Radikalen war, gut vorbereitet.

Schenkel erwarb sich in kurzer Zeit das Vertrauen seiner Mitbürger; er wurde in den Kantonsschulrat und in den Großen Rat, das kantonale Parlament, gewählt, ferner zum Ephorus des Collegium Humanitatis und des Gymnasiums. Im Großen Rat kämpfte er getreu seiner konservativen Gesinnung für das bestehende Recht gegen das revolutionäre Treiben der Radikalen in der Kloster- und Jesuitenfrage. Eine Episode aus dieser Kampfzeit hat Harder in seinem Tagebuch festgehalten. Es handelte sich um die Instruktion der Tagatzungsgesandten betreffend die Ausweisung der Jesuiten. Kantonsrat Professor Zehender unterstützte die Radikalen und gewann deshalb beim Volke großen Ruf; «dagegen stieß Schenkel, Pfarrer am Münster, so sehr den Kübel um, daß die hirnwüthende Jesuitenausreiber Parthey ihn als einen Jesuiten-Freund verhöhnte und verschrie und einer dieser Phantasten seinen Kirchensitz im Münster im Wirtshause um eine Maß Wein versteigert haben sollte. O der Thoren!<sup>29</sup>» Die Erlaubtheit des Sonderbundkrieges hat Schenkel mit einer ganzen Reihe anderer Schaffhauser Theologen bestritten, und zwar nicht nur im Großen Rat, sondern auch publizistisch<sup>30</sup>.

---

<sup>27</sup> Der Segen der Kirchenverbesserung, op. cit., S. I.

<sup>28</sup> Vgl. Brief 2, S. 179.

<sup>29</sup> H. W. Harder, Tagebuch X, S. 216.

<sup>30</sup> Vgl. S. 210 Anm. 57.

Schenkel hat in seinen Briefen ebenso streng wie scharfsichtig über die politisch führende Oberschicht Schaffhausens geurteilt. Nur in Briefen konnte die Wahrheit über Männer des öffentlichen Lebens, mit denen Schenkel politisch zusammenarbeitete, so ungeschminkt ausgesprochen werden. Mildernd wirkt übrigens die Tatsache, daß Schenkel seine Lebensgefährtin in dieser Oberschicht suchte und nicht nur auf seine Maria Magdalena von Waldkirch, sondern auch noch auf ihre Ahnen sehr stolz war (Brief 11 S. 203).

Der Theologe Schenkel griff die politischen Fragen seiner Zeit mit Feuereifer auf; die wirtschaftliche und soziale Not seiner Mitbürger ist ihm kaum bewußt geworden. Er hatte den Mut, in einer Zeit, wo die Verarmung der städtischen Bevölkerung unaufhaltsam fortschritt, die Rückkehr «zur Einfachheit, zur Häuslichkeit, zur Zucht, zum sittlichen Ernst, zu Entbehren mancher Art, zur Enthaltbarkeit» zu empfehlen. In derselben Bettagspredigt blickte er allerdings einen Augenblick zurück auf die Zeit früheren Wohlstandes: «Noch erinnern sich manche unter uns jener schönen Zeit, wo Wohlstand und Gewerbe unter uns freudig blühten, wo Gottes Segen sichtbar unter uns sich erzeugte, wo unsere Stadt mit Ehre geschmückt wie eine Blumenkrone dastand unter den Städten und Dörfern des Landes<sup>31</sup>.»

Schenkel erlebte den wirtschaftlichen Aufstieg seiner Vaterstadt nicht mehr; er kehrte nach Basel zurück mit dem Eindruck, einen «faulen Boden» zu verlassen. Dieses Urteil war zu hart gegenüber seinen Mitbürgern und ungerecht gegenüber einem Amtsbruder, der neben ihm in aller Stille als Seelsorger gewirkt hatte. Gleichzeitig mit Schenkel hatte der Kleine Rat im Jahre 1841 den Pietisten David Spleiß an die Pfarrkirche St. Johann berufen. Schon nach dem Urteil der Zeitgenossen gebührte Spleiß der Ruhm, Wesentliches zur religiösen Erneuerung beigetragen zu haben<sup>32</sup>.

Daniel Schenkel wurde 1850 als Professor für systematische Theologie nach Basel berufen; schon nach Jahresfrist folgte er dem Rufe

---

<sup>31</sup> Wie soll es besser mit uns werden? Predigt, gehalten am Eidg. Bettag, den 21. Sept. 1845, in der Münsterkirche zu Schaffhausen, von Daniel Schenkel, S. 13 f.

<sup>32</sup> Ueber das Verhältnis Schenkels zu David Spleiß stellt Heinrich Gelzer in: David Spleiß. Ein Vater der Schaffhauser Kirche, Basel 1941, fest: «Von 1841—50 hatte Spleiß den glänzend begabten, aber ihm innerlich durchaus fremden Daniel Schenkel . . . neben sich. Schenkel wußte sich auf eine nicht feine Weise zum Volksfreund und Liebling der Menge zu machen; aber Spleiß ging still neben ihm seinen Weg.»

an die Universität Heidelberg, wo die «ecclesia militans» seine eigentliche Domäne wurde (Holtzmann). Schenkel war von so betont rechtsstehenden Kreisen berufen worden, daß er sich selber noch etwas weiter rechts wandte und dies ganz offenherzig begründete: «Ich ging natürlich mit denen, die mich berufen hatten, nicht mit denen, die gegen mich waren<sup>33</sup>.» Sein späteres Abschwenken zum Liberalismus erregte großes Aufsehen und trug ihm scharfe Angriffe der Orthodoxen und den bitteren Spott von David Friedrich Strauß ein, den er in seiner Jugendzeit heftig bekämpft hatte<sup>34</sup>.

Zu Schaffhausen scheint Schenkel keinerlei Beziehungen mehr aufrecht erhalten zu haben; seine hier veröffentlichten Briefe aber sind ein willkommener Beitrag zur Schaffhauser Geschichte der vierziger Jahre.

---

<sup>33</sup> Adolf Hausrath, Richard Rothe und seine Freunde, Bd. 2, S. 219.

<sup>34</sup> Willibald Beyschlag, Aus meinem Leben, 2. Bd., S. 62 ff. Beyschlag schreibt über Schenkel: «Ich habe diesem Manne, der für die badische Landeskirche eine verhängnisvolle Bedeutung gewinnen sollte, nie nahe genug gestanden, um seinen damaligen überraschenden Umschlag aus konservativen in radikale Bestrebungen mit voller Sicherheit zu erklären.»

## Brief 1

[Basel, 5. VII. 1840.]

Hochgeachtem Herrn Rathsherrn Dr. Heusler in Zürich  
gefälliger Besorgung empfohlen [Adresse].

Hochverehrter Herr Rathsherr!

Ich beeile mich, Ihnen das Neueste zu melden. Vorgestern Abend  $\frac{1}{2}$ 10 Uhr nach Hause kommend, finde ich nämlich auf meinem Schreibtische eine Vorladung, Morgen, Samstags, um 9 Uhr vor *Korrekt. Gerichte* zu erscheinen. Mein erster Gedanke ist natürlich an *Hurter*<sup>1</sup>. Ich lege mich übrigens ruhig zu Bette und schreibe des andern Morgens ein Billet an den Präsidenten des Korr. Gerichts, mit dem Bedeuten, daß hinsichtl. der Vorladung ein *Formfehler* vorgegangen sei, daß ich weder offiziell in der Eigenschaft eines Redaktors der Basler Zeitung anerkannt noch für diese Zeitung verantwortlich sei (auf der Vorladung war ich nämll. als Redaktor der Basl. Ztg. bezeichnet), daß sich überhaupt das Gericht zunächst an Herrn Neukirch als *verantwortlichen* Verleger zu halten hätte<sup>2</sup>. Nun wird Hr. Neukirch vorgeladen und demselben ein mit bekannter Imperitinez abgefaßter Brief des Herrn Hurters vorgelesen, worin dieser das Gericht anhalten will, die Namensnennung des Artikelfassers in No. 130—132 der «Bsl. Ztg.» zu erhalten. Neukirch erklärt nur, daß er den Verfasser nicht kenne, mit der Redaktion aber Rücksprache nehmen wolle. Ich sah nun gleich, daß ich die Sache an mich nehmen müsse, da Neukirch sich gleich ein bischen taktlos zu benehmen schien. Ich ging daher selbst zu Hrn. Präsidenten Bernoulli<sup>3</sup>,

---

<sup>1</sup> Friedrich Emanuel Hurter (1787—1865), seit 1824 Pfarrer in Schaffhausen, 1835—1841 Antistes; vor allem seine «Geschichte Papst Innocenz' III. und seiner Zeitgenossen» (zuerst 1834—42 in 4 Bdn.) brachte ihn in den Verdacht katholischer Gesinnung. Im Jahre 1836 erklärte sich Hurter mit der Gründung einer katholischen Genossenschaft in Schaffhausen einverstanden und erregte damit den Unwillen eines Teiles der reformierten Geistlichkeit. Nachdem Hurter am 19. März 1840 im Kloster Katharinenthal einem katholischen Gottesdienst beigewohnt hatte, wurde die längst schleichende Krise akut. Nach heftigen Auseinandersetzungen legte er 1841 alle seine öffentlichen Aemter nieder und trat am 16. Juni 1844 zur katholischen Kirche über.

<sup>2</sup> Johann Georg Neukirch (1787—1857) war Verleger der von 1831—1859 erscheinenden «Basler Zeitung» («B. Z.»). Die «B. Z.» war in den dreißiger und vierziger Jahren ein in der Schweiz vielbeachtetes, antiradikales Kampfblatt (vgl. Einleitung S. 173).

<sup>3</sup> Niklaus Bernoulli (1793—1876), Kriminalgerichtspräsident.

der auf eine einem Gerichtspräsidenten nicht sehr angemessene Weise in mich drang, ob ich Verfasser sei oder nicht, während ich ihm einfach bemerkte, das gehöre gar nicht hierher, indem und so lange der Artikel nicht für injuriös erklärt sei, die Frage nach dem Verfasser eine bloße Neugierdefrage sei; der Verfasser werde sich nennen, sobald eine Injurienklage motivirt vorliege, aber nicht um bloß die Neugierde Hrn. Hurters zu befriedigen; ich sei übrigens nur hergekommen, um zu erklären, [daß] erst in betreffendem Falle die Redaktion statt des Verlegers die Verantwortlichkeit auf sich nehme. Damit ging ich wieder. — Ich bin nun weiterer Vorladungen gewärtig und entschlossen, mich nicht als Verfasser zu nennen, bis Hr. Hurter eine motivirte Injurienklage vorgebracht hat. —

Ihren Rath vermissen ich freilich nun sehr. Doch hoffe ich, wenn das Gericht anders nicht schief sehen *will*, vortrefflich durchzukommen. Im Falle der Verurteilung bin ich zur Apellation entschlossen. Was denken Sie hierüber? —

Ueber die Beschränkung der Lehrfreiheit und den Toblerschen Handel werde ich, wenn neue Correspondenz eintrifft, Dienstags einen leitenden Artikel eingeben; die «N. A. Ztg.» scheint mir zu heftig, obwohl ich mit dem ersteren Beschlusse nicht zufrieden, mit denen in letzterer Sache gefaßten nur halb zufrieden bin<sup>4</sup>.

Ich hoffe recht sehr, Sie lassen mich nicht im Stiche. Ich bin an viel Arbeiten gewöhnt, aber jetzt kömmt mir auch gar zu viel auf den Hals. Zum Glück fallen die Ferien ein.

Sobald weiteres sich ereignet hat, so will ich Ihnen Bericht abstaten und etwaiger guter Winke und Rätze gewärtig sein. Unterdessen empfehle ich mich und die Basler Zeitung Ihrer fort dauern den Theilnahme aufs beste und verharre mit vorzüglicher Hochachtung als Ihr ergebenster

Daniel Schenkel.

---

<sup>4</sup> Joh. Jakob Tobler (1808—1882), Pfarrer in Weiningen, trat am Zürcher Sängerkfest von 1840 für D. F. Strauß ein und wurde deshalb vom Zürcher Kirchenrat vorübergehend in seinem Amte eingestellt. Die «Neue Aargauer Zeitung» berichtet über die Genehmigung des Suspensionsbeschlusses durch die Regierung und stellt dann gegenüber den Protesten von radikaler Seite fest: «Die ganze Geschichte, in welcher der Regierungsrath sich ganz im Sinne der bestehenden Gesetzgebung bewegt, hat an sich keine große Bedeutung. Sie macht mehr Aufsehen, als sie verdient, wegen der Leidenschaft, womit eine wühlerische und vor Wuth platzende Presse sich in Schmähungen ergießt gegen ein freies, christliches Volk und dessen Regierung. Verachtung wird ihr lohnen und die Wühlerereien einiger verbrannter Köpfe hier so sicher mißrathen, wie seit längerer Zeit regelmäßig.»

Hochverehrter Herr Rathsherr!

Nur in Eile wenige Worte. Heute war die Sache vor Gericht. Ich war höchst überrascht, Herrn Fiscal Ziegler von Schaffhausen mir als Kläger gegenüber zu sehen, während ich in der Meinung stand, die Klage würde mir vorher mitgeteilt werden müssen, ehe ich zur Vertheidigung aufgefordert würde<sup>5</sup>. Nun erklärte ich mich als Verfasser, da eine wirkliche Klage vorlag, während letzten Samstag *keine Klage* vorgelegen hatte, sondern nur ein grob abgefaßtes Schreiben Hurters, das Gericht solle mich zwingen, den Verfasser zu nennen. Fiskal Ziegler, Erzkatholik und Bruder Liederlich, hielt nun einen langen Vortrag, in dem er das Injuriöse jener Stelle nachzuweisen suchte; der Vortrag war fein und hätte solche, die mit der Sachlage unbekannt sind, leicht bestechen können. Ich war *ganz unvorbereitet*; griff aber gleich muthig die Vertheidigung an, entwickelte ruhig und leidenschaftslos den ganzen Gang der Sache und zeigte, wie ich glaube, eine aufrichtige Freimüthigkeit. Nach meinem Vortrage, der, wie ich deutlich bemerkte, auf das Gericht einen guten Eindruck machte, sprach Ziegler wieder, ziemlich verblüfft, von der Sache abweichend, einigemal persönlich, ohne Frische. Ich duplicirte ganz kurz, daß Dr. Zieglers Replik auf die Sache nicht mehr eingegangen sei, ich auch nichts mehr zu entgegen hätte. Das Gericht *sprach mich gänzlich frei*. Das Urtheil werden sie (!) in der Zeitung zu lesen bekommen<sup>6</sup>.

<sup>5</sup> Julius Caspar Ziegler (1806—1862), 1835 Bezirksgerichtspräsident, 1837 Präsident des Kantonsgerichtes und des Großen Stadtrates, von 1843 an mit Daniel Schenkel Mitglied des Kantonsschulrates.

<sup>6</sup> Hurters Klage richtete sich gegen einen Artikel Schenkels in der «B. Z.» vom 4. Juni 1840; Schenkel hatte darauf hingewiesen, daß die Gründung einer katholischen Kirche in Schaffhausen «die schon bearbeiteten Gemüther» am meisten erregte. Die eingeklagte Stelle von Schenkels Artikel lautete: «Allein es sind von Seiten der katholischen Kirchengenossenschaft im Anfange nicht zu läugnende Mißgriffe gethan, die Rechte der herrschenden Kirche sind nicht genug geachtet, es ist zumal in einem bekannten ‚Kreisschreiben‘ nicht mit dem geziemenden Respekte gegen sie verfahren worden, und das hat die gereizte Stimmung vermehrt. Lag es nun einmal der schon eingenommenen öffentlichen Meinung nahe, auf Hurter, den man als Mitbetheiligten an der Veröffentlichung jenes Kreisschreibens betrachtete, die meiste Schuld zu werfen, ihn, in dessen Stellung es zu liegen schien, die Rechte der Landeskirche zu schützen, selbst heimlich unter ihren Gegnern zu wännen: wie natürlich, daß die Spannung

Sie scheinen es zu tadeln, daß ich mich nicht gleich nannte. Ich bin kein Formenmensch; aber ich halte auf *Form*, und es reut mich keinen Augenblick, daß ich auch dem Gerichte zeigte, daß ich darauf halte. Sie sehen, es ist alles vortrefflich gegangen. Ich zweifle sehr, daß Hurter appelliren wird. —

Sie warnen mich vor einem Urtheile über Zürich. Ueber den Großrathsbeschluß konnte ich mich nicht zurückhalten<sup>7</sup>. Es ist ein un-

---

von Tag zu Tag wuchs, um so mehr als er jede Gelegenheit, auch die Convente der Geistlichkeit auswich, in denen die Angelegenheit der katholischen Kirche besprochen wurde.»

Die von Schenkel erwähnten Geschehnisse lagen um vier Jahre zurück. Nach Errichtung der katholischen Genossenschaft (22. Dez. 1836) ließ deren Vorstand von Junker Hans von Ziegler, einem Angehörigen der reformierten Konfession, ein Rundschreiben verfassen, das zur Sammlung von Beiträgen für die neugegründete Kirchgemeinde verschickt werden sollte. Dieses Zirkular enthielt taktlose Aeußerungen gegenüber der Reformation. Hurter, dem es vorgelegt worden war, veranlaßte, daß kein Gebrauch davon gemacht wurde. Aber 15 Monate später publizierte der «Schweizerische Courier» (1838, Nr. 35) das Zirkular und erregte damit einen Sturm der Entrüstung bei allen jenen, die der Gründung einer katholischen Genossenschaft ohnehin mit größtem Mißtrauen gegenüberstanden. Hans von Ziegler übernahm öffentlich die Verantwortung für sein Machwerk; aber die Vergiftung des Verhältnisses zwischen der katholischen Genossenschaft und der Staatskirche war die Folge seiner Taktlosigkeit. Daß nun Hurter mit der Verantwortung belastet wurde, war ganz unangebracht und mußte ihm als schwere Verleumdung erscheinen. Das Urteil des Korrekationsgerichtes lautete: «... in Betracht, daß die fragliche Stelle, selbst wenn die ausgesagte Tatsache nicht wirklich statthatte, nichts enthält, was bei der sonstigen notorischen Stellung, die Herr Hurter durch früheres litterarisches Auftreten eingenommen hat, wesentlich dahin wirken konnte, die öffentliche Meinung hinsichtlich des Herrn Antistes Hurter zu bestimmen, umso weniger, als die erwähnte öffentliche Meinung eine eingenommene genannt wird und der ganze Artikel, sowie frühere Artikel desselben Blattes keineswegs darauf ausgehen, eine gegen Herrn Antistes Hurter eingenommene Meinung zu steigern, daß folglich die in der Anklage enthaltenen Zulagen eines absichtlichen Lügners, boshaften Verläumders und hämischen Aufwieglers alles hinreichenden Grundes entbehren» (Staatsarchiv Basel, Korrekt. Gericht: Protokoll von 1840, 20. Mai, bis 1841, 19. Mai). Hurter äußerte sich über seinen Prozeß gegen Schenkel in: «Der Antistes Hurter von Schaffhausen und sogenannte Amtsbrüder» S. 57 ff. (zit.: «Amtsbrüder»). Schenkel antwortete in seinem Buche: «Die confessionellen Zerwürfnisse in Schaffhausen und Friedrich Hurters Uebertritt zur römisch-katholischen Kirche» (zit.: «Zerwürfnisse»). S. 111 ff.

<sup>7</sup> Schenkel tritt in der «B. Z.» vom 7. Juli 1840 im Falle der Suspension Pfarrer Toblers entschieden für die Aufrechterhaltung der Lehrfreiheit ein. Der Suspensionsbeschluß sei ein Mißgriff; «ohne positiven Nutzen dient er nur dazu, zu beunruhigen und zu verwirren, neue Streitfragen auf die Bahn zu bringen und den Feinden der neuen Ordnung Angriffspunkte darzubieten. Das ist die Folge, wenn gr. Rätthe sich zu Richtern in geistlichen Dingen aufwerfen;

seliger Beschluß, der die Rechte der *Kirche* verletzt. Ich bin gespannt zu wissen, wie Sie meinen Aufsatz beurtheilen. Ich hätte Ihnen denselben gern mitgetheilt. Ihr Rath mangelt mir freilich sehr.

Schreiben Sie nur doch ja recht oft und vergessen Sie uns nicht. Wenn Sie etwas an meinen Artikeln zu mißbilligen haben, so sagen Sie mir es nur recht offen; Ihr Urtheil ist mir auch dann lieb, wenn es mich tadelt.

Ich lasse diese Zeilen mit der Post abgehen, weil sie beruhigend auf Sie einwirken werden. Mit ganz besonderer Hochachtung Ihr aufrichtig ergebener

D. Schenkel.

### Brief 3

[Basel, 11. VII. 1840.]

Hochverehrter Herr Rathsherr!

Ich beeile mich, Ihnen kürzlich das Neueste zu melden. — An demselben Tage, an dem unser Proceß gewonnen wurde, erhielt ich noch Briefe von Schaffh., welche die Wirklichkeit jenes Gerüchtes bestätigten, ja behaupteten, daß man sich noch Schlimmeres über Hurter gesagt habe. Abends betrank sich beim Festmahle Ziegler, mein Gegner, so sehr, daß er Händel mit den Zürchern bekam und fast zur Thüre hinausgeworfen worden wäre. Seither habe ich ein ganzes Packet Aktenstücke von Schaffhausen bekommen, die auf die Hurtersche Angelegenheit noch mehr Licht werfen. Man sagt sich, Hurter wolle appelliren, was ich nach dem, was mir Kirchhofer gestern über ihn schrieb, glauben möchte<sup>8</sup>. Kirchhofer schreibt mir näml., er mache sich in Schaffhausen täglich verächtlicher, seine Leidenschaft kenne gar keine Schranken mehr; so habe er von der Kanzel herab vor der Communion einen seiner Gegner, einen jungen Vicar, «ain engstend» gescholten; den Hurterianern sei jetzt kein

---

die Folge des in unserer protestantischen Kirche immer noch nicht ausgeglichenen Verhältnisses zwischen Kirche und Staat; die Folge eines mehr als gehörigen Einflusses des letztern auf die erstere».

<sup>8</sup> Johannes Kirchhofer (1800—1869), 1827 Pfarrer in Herblingen, 1829 Professor der Theologie am Collegium Humanitatis, 1842 Diakon am St. Johann, 1854 Antistes. Vgl. über ihn: Alexander Beck, Dr. Joh. Kirchhofer, Dekan und Pfarrer in Schaffhausen, 1871, 42 S.

Mittel mehr zu schlecht; unser Kirchhofer ist ein milder und ruhiger Mann und sagt gewiß nicht zu viel. — Böhringer war hier und hat mich schon mehreremale besucht. Er scheint ärgerlich über unsern zweiten Correspondenten (Gysi), dessen Namen er gar zu gern gewußt hätte. Ich blieb natürlich stumm wie ein Fisch. Im Uebrigen beruhigte ich ihn; ich wünschte nicht, daß wir ihn verlören. Er hat Geist, Blick und Tackt, *drei* Eigenschaften, die selten *ein* Correspondent in sich vereinigt. Radikale Elemente hat er auch noch in sich, aber gemäßigt durch Klugheit und historische Raison. — Was nun die Mittheilung der *Tagsatzungsverhandlungen* betrifft: so ist es die Woche damit so gegangen, daß ich von Dr. Schneider auch *keine Sylbe* erhalten konnte<sup>9</sup>. So fortgehen kann es aber nicht. *Wo* die Schuld liegt, wage ich nicht zu behaupten; Schneider sagt, nicht an ihm. Geht es nicht besser, so muß ich dieses Geschäft auch noch an mich nehmen, so beladen ich schon bin.

Dürfte man dem «Republikaner» Glauben schenken: so ständen wir am Vorabende eines neuen Züricherputsches<sup>10</sup>. Daran glaube ich nicht; aber daß auch bei diesem Anlasse die Radikalen an Basis wieder gewinnen, glaube ich. Wenn nur der «östliche» Nasenweise ein *bischen* besser redigirt wäre<sup>10a</sup>! Sie werden gelesen haben, daß der Republikaner von gestern uns «Lügen» imputirt! Daß er über die allgemein[e] Bernerin herfällt, daran hat er nicht Unrecht<sup>11</sup>. Sie wird immer mehr zum Sudelblatt, und Spöndli schadet durch seine Schmutzartikel der guten Sache ungeheuer.

Sonst steht bei uns alles im alten, wie Sie schon anderswoher wissen werden. Das Musikfest lief gut ab; alles war entzückt. Die Beschreibung werden Sie in der «Basl. Ztg.» zu lesen bekommen; sie werden Sie (!) hoffentl. nicht allzu eidgenössisch finden<sup>12</sup>. Man muß den Radikalen zeigen, die uns immer Sarnen schelten, daß wir Eidgenossen und Eidgenossen zu unterscheiden wissen.

---

<sup>9</sup> Dr. iur. Emanuel Schneider.

<sup>10</sup> Durch die Zürcher «Septemberrevolution» (1839) war im Zusammenhang mit der Berufung David Friedrich Strauß' das liberale Regiment in Zürich gestürzt worden. Der «Schweizerische Republikaner» war Organ des zürcherischen Radikalismus.

<sup>10a</sup> Gemeint ist «Der Beobachter aus der östlichen Schweiz», der in Zürich erschien.

<sup>11</sup> Gemeint ist die in Bern erscheinende «Allgemeine Schweizerzeitung».

<sup>12</sup> Schenkels Artikel über das eidg. Musikfest in Basel erschien in der «B. Z.» vom 11. Juli 1840.

Schreiben Sie uns doch ja bald; ich halte dafür, in der Weininger Geschichte könnte unsere Zeitung einmal ein gutes Wort reden<sup>13</sup>.

Genehmigen Sie, hochverehrter Herr Rathsherr, die Versicherung vorzüglicher Hochachtung Ihres ergebensten

Daniel Schenkel.

P. S. Herr Neukirch läßt sich Ihnen bestens empfehlen. Er hat auf dem Festballe Tanzschuhe angehabt und, wie einige behaupten, sogar getanzt. — Prof. Zyro aus Bern hat mir unaufgefordert eine Correspondenz über die Nydekbrücke geschickt<sup>14</sup>. Soll ich ihm antworten? Könnten wir ihn nicht als Handlanger brauchen, bis wir einen bessern haben? — Es heißt, Dr. Brenner sei von Hurter als Anwalt (!) bestellt<sup>15</sup>. Ziegler ging Arm in Arm mit ihm über die Straße.

#### Brief 4

[Basel, 20. VII. 1840.]

Hochverehrter Herr Rathsherr!

Schon seit drei Tagen hatte ich mir jeden Tag vorgenommen, Ihnen zu schreiben, war aber jedesmal wieder, meistens durch Besuche, abgehalten worden. Heute Morgen, gerade im Begriff, meinen Vorsatz endlich durchzuführen, werde ich von Herrn Neukirch überrascht, der mit ängstlicher Miene mir meldet, daß Sie, in der Voraussetzung, ich wäre nicht mehr hier, an ihn geschrieben und ihm Vorwürfe wegen der Ungenügendheit der Tagsatzungsverhandlungen gemacht hätten. Mit Ihrem Vorwurfe bin ich durchaus einverstanden; nur glaube ich alle Schuld von uns ablehnen zu müssen, da nach Verabredung Herr Dr. Schneider die Verhandlungen besorgt, eine Aufgabe, der er freilich nicht gewachsen scheint. Es ist richtig, daß einigemale auch Zürcher-Blätter benützt wurden, wenn nämlich Herr Schneider nichts eingab, Zürcherblätter, die Verhandlungen schon gebracht hatten und das Publikum nicht allzulange durfte ohne Mittheilung gelassen werden. Je baldier in dieser Hinsicht geholfen wird, desto besser. Ich wüßte keinen andern Rath, als daß

---

<sup>13</sup> Vgl. Anm. 4.

<sup>14</sup> Ferd. Friedrich Zyro (1802—1874), Prof. der Theologie in Bern, 1844—1855 Pfarrer an der Nydeckkirche. 1840—1844 wurde die neue Nydeckbrücke erbaut.

<sup>15</sup> Joh. Carl Brenner (1814—1883), Advokat, Mitbegründer und Redaktor der «Schweizerischen Nationalzeitung».

entweder Herr Rath Felber<sup>16</sup> die Besorgung der Verhandlungen übernehme oder ich selbst dieses Geschäft nebst den andern noch auf mich lüde, wobei freilich das erstere das vorzüglichere wäre, beides aber den Dr. Schneider beleidigen würde. Aus letzterem Grunde hauptsächlich habe ich bisher noch keinen Schritt gethan, bin aber ganz bereit, Ihrem geschätzten Rathe in diesem Punkte Folge zu leisten.

Künftigen Freitag werde ich wahrscheinlich abreisen und 10—12 Tage abwesend bleiben. Wenn nur für diese Zeit Herr Dr. Felber als Mitarbeiter etwa für das Schweizerische gewonnen werden könnte, da das Ganze in ungeübte Hände zu legen doch etwas bedenklich ist. Wenigstens würde auf Schneider wenig zu zählen sein. — Herr Neukirch hat mir, wenn ich ihn recht verstanden habe, (denn Ihren geehrten Brief habe ich nicht selbst gelesen) gesagt, Sie hätten unter diesen Umständen fast Lust, die Hand von uns abzuziehen. Hoffentlich ist dies ein Mißverständnis. Die Schuld der ungenügenden Mittheilung der Tagsatzungsverhandlungen tragen wir wenigstens nicht, da nach Verabredung Herr Schneider dieselbe an sich genommen hatte. Vor Allem muß ich Sie bitten und beschwören, uns doch ja während meiner Abwesenheit nicht im Stiche zu lassen, sondern uns wo möglich in dieser Zeit mit einigen Artikeln zu erfreuen. Ihr Aufsatz über den «Erzähler» hat außerordentlich wohl gefallen<sup>17</sup>.

Vorgestern besuchte mich der Redaktor der «Neuen Zürcher Zeitung», der ebenfalls eine Rheinreise macht, und sprach sich sehr günstig über die Tendenz unserer Zeitung aus<sup>18</sup>. Mir scheint, daß wir schon stark auf ihn gewirkt haben. — Dem «Republikaner» habe ich in der heutigen Nummer für seine Unverschämtheit indirekt eins aufgehauen. Man hat sich hier allgemein darüber indignirt. — Sonst sind die Schweizerzeitungen jetzt ungemein mager. — Daß Hurter appellirt habe, davon habe ich nichts Näheres gehört. Er scheint den klügeren Theil erwählt zu haben. Mit Professor Zehnter bin ich wirklich nie in Correspondenz gestanden, den Verfasser der leidenschaftlich geschriebenen Artikel in der «Berl. Ztg.» kenne ich nicht

---

<sup>16</sup> Johann Georg Felber (1804—1861), Staatsschreiber, später Ratsherr.

<sup>17</sup> «Der Erzähler». Eine politische Zeitschrift. St. Gallen, gedruckt bei Zollikofer und Züblin. Verlag von Huber & Co. Von Müller-Friedberg 1806 gegründet und bis 1831 von ihm redigiert. Sein Nachfolger als Redaktor war Gallus Jakob Baumgartner; dieser redigierte die zwölf letzten Jahrgänge 1831—1842.

<sup>18</sup> Konrad Ott (1814—1842), Historiker, Privatdozent an der Universität und Redaktor der «NZZ.» von 1837—1842. Vgl.: 150 Jahre NZZ. 1780—1930. Jubiläumsschrift S. 105 ff.

und habe kaum eine Vermuthung<sup>19</sup>. Solche Schimpfiaden schaden nur. —

Zum Schlusse wiederhole ich meine Bitte nochmals, daß Sie uns doch ja nicht im Stiche lassen wollen. Wegen besserer Mittheilung der Tagsatzungsverhandlungen ersuche ich Sie um geneigten Rath (etwa ein Briefchen an Felber?) und verbleibe mit ausgezeichnetster Hochachtung Ihr ergebenster

D. Schenkel.

## Brief 5

[Basel, 21. VII. 1840.]

Hochverehrter Herr Rathsherr!

Ich erlaube mir, meinem gestrigen Briefchen noch einige Zeilen beizufügen. Gestern Abend sprach ich mit Schneider. Er entschuldigte sich sehr und stellte mir vor, daß er in großer Noth sei. Seine Frau ist bedenklich krank, seine Magd liegt ebenfalls darnieder, überdies erwartet er Besuch. Dagegen versprach er, sich von nun an nichtsdestoweniger alle Mühe geben zu wollen, und meinte, als ich an Felber erinnerte, dieser habe jetzt während Abwesenheit des Herrn Staatsschreibers so viel zu thun, daß an Mithülfe von seiner Seite kaum zu denken sei. Er dauerte mich, als er mir seine Lage so kläglich schilderte, und zu gleicher Zeit sah ich, daß er es sehr übel nehmen würde, wenn man ihm die Mittheilungen der Verhandlungen entzöge. Ich hoffe, es wird jetzt besser gehen.

Was das von Hrn. Neukirch aus Ihrem g. Briefe mir Eröffnete betrifft, so glaube ich jetzt, er hat übertrieben. Als ich ihm sagte, ich hätte Ihnen darüber geschrieben, meinte er jetzt, es wäre kaum nöthig gewesen. —

---

<sup>19</sup> Gemeint ist wohl Joh. Kaspar Zehender (1799—1880), Gegner Hurters, Pfarrer in Herblingen, Verfasser der Schrift «Antistes Hurter und seine verunglimpften Amtsbrüder. Ein Beitrag zur Würdigung seiner neuesten Schrift». Schaffhausen 1840. — Bei der «Berliner Zeitung» handelt es sich um die Berliner «Evangelische Kirchenzeitung». Alexander Beck (1814—1899), Pfarrer in Lohn, hatte dieser Zeitung Material über den Hurter-Handel geliefert, das Redaktor Hengstenberg zu einem gehässigen Artikel verarbeitete, der in der Behauptung gipfelte, «die Masse der Indifferenten, der Wüstlinge und Schwelger in Schaffhausen» hätten für Hurter Partei ergriffen. Schenkel wiederholte seinen Tadel gegenüber diesem Artikel in seiner Schrift «Zerwürfnisse», S. 240 f. Hengstenbergs Artikel ist abgedruckt in: (J. C. von Mandach), Einige Aktenstücke zur Beleuchtung der im Entlassungsbegehren Sr. WEW. des Hrn. Antistes Hurter enthaltenen Beschuldigungen gegen Herrn Pfarrer Beck, Schaffhausen 1841.

Ich habe Ihnen noch nicht auf die Bemerkung geantwortet, die Sie in Betreff der akademischen Lehrfreiheit gegen mich machten. Es ist gewiß sehr treffend, was Sie sagten; allein meine Ansicht an der Sache bleibt sich doch gleich. Die Reformatoren wußten gar wohl, warum Sie (!) *nicht blos auf die Bibel*, sondern auf eine allgemeinere Kirchenregel verpflichteten. Der gr. Rath hat durch seinen Beschluß die symbol. Bücher abrogirt und das ist — *radikal*. Ich bin hier der Conservative. Meine Ansicht über die symb. Bücher ist nun freilich in meine ganze theol. Denkungsart hineinverwoben, die durchaus die *historische Richtung* hat, während das alleinige Zurückgehen auf die Bibel der rationellen Willkühr Thür und Thor öffnet. Denn, wie Sie gewiß sehr richtig bemerken, Strauß erklärt seine Sachen ebensogut aus der Bibel heraus als Hengstenberg<sup>20</sup>. Auf die *Bibel allein* zurückzugehen, darin liegt aber auch eine *Beschränkung*, weil das in der Mitte liegende Leben der kirchl. Entwicklung in diesem Falle übersehen wird und unbeachtet bleibt. Ich habe diesen gewiß nicht conservativen Gedanken schon in meiner Probevorlesung ausgesprochen, bin aber von den meisten Seiten jämmerlich mißverstanden worden.

Ich darf mir wohl erlauben, meine Bitte um fernere gütige Unterstützung noch einmal zu wiederholen. Mein Ersatzmann ist Hörler, der etwa mit Ende dieser Woche eintreten und die Sache gewiß nicht schlecht, aber trocken machen wird.

Es ist überall viel politische Windstille. Die Leidenschaften ruhen aus, wohl nur um neue Kräfte zu schöpfen. — Der Luzerner Theolog läßt sich nicht mehr bei mir sehen. Ich habe ihn bei seinem letzten Besuch wohl für immer abgeschreckt.

Ich empfehle mich bestens in Ihr freundschaftliches Andenken und verharre mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebenster

D. Schenkel.

P.S. Ich lese in diesem Augenblick «Hans von Reinhard» von Hrn. Bürgermeister Muralt. Das Buch ist sehr lehrreich und, kleine Stylfehler ausgenommen, gut geschrieben; nur etwas breit. Jedenfalls ist Schlossers Urtheil zu gereizt<sup>21</sup>.

---

<sup>20</sup> David Friedrich Strauß (1806—1874). Ernst Wilhelm Hengstenberg (1802—1869), Streiter gegen den Rationalismus, Redaktor der «Evangelischen Kirchenzeitung». Vgl. Anm. 21.

<sup>21</sup> Hans Conrad von Muralt (1779—1869), Hans von Reinhard, Zürich 1839. Friedrich Christoph Schlosser (1776—1861), Prof. der Geschichte an der Universität Heidelberg.

## Brief 6

[22. VII. 1840. Basel.]

Hochverehrter Herr Rathsherr!

So eben habe ich Ihren geehrten Brief von gestern erhalten und beeile mich, denselben gleich zu beantworten, da Reisevorbereitungen von nun an meine Zeit bis Freitag in Anspruch nehmen werden. Was die *Tagsatzungsberichte* betrifft, so soll gesorgt werden; mir scheint es das Zweckmäßigste, Ihre Berichte, so viel möglich, in extenso zu geben, da sie unter der Hand eines Epitomators immer einige Verstümmelung erleiden werden. Was nun *meine* Solothurnerberichte betrifft, so werden Sie mir es nicht mißdeuten, wenn ich aufrichtig bin. Ich habe mich allerdings über die den Baslern zu Theil gewordene sorgliche und rührende Aufnahme gefreut; daß eine alte, tief geschlagene Wunde immer mehr heilt, daß politischen Trennungen ungeachtet doch die Personen sich wieder anfangen zu nähern, mögen auch die Grundsätze sich entschieden bekämpfen, schien mir ein schönes Zeichen der Zeit. Was sollte die «B. Z.» thun, nachdem die Basler selbst, Männer von sehr verschiedener Gesinnung, ihre Rückkehr zur Theilnahme an einem seit 10 Jahren nicht mehr besuchten Feste erklärt hatten? Schmollen, Höhnen, Witzeln, wie die «Bern. Allg.»? Das wäre wohl Wasser auf die Mühlen der Radikalen gewesen.

Sie würden mit einigem Schein gesagt haben, was der «Republikaner» jetzt mit frecher Stirne lügt, wir verträten nicht mehr Basels Volksgesinnung, sondern nur noch eine hinsterbende Fraktion. Oder schweigen? Während alles in Basel Antheil nimmt, auf Minders Rede gespannt ist und von der Zeitung ein Urtheil erwartet? Ich möchte nicht jedes Wort in jener Rede gut heißen, ich habe sie nicht hochgestellt, nicht einmal gelobt, aber jeder Unbefangene wird anerkennen müssen, daß sie Basels Ehre nicht zu nahe getreten ist. Ich habe nur einen kurzen Auszug gegeben, während man sich hier beklagt hat, daß ich dem Feste nicht mehr Aufmerksamkeit schenke<sup>22</sup>. Sind es auch nur *Worte*, so haben Worte hier eine Bedeutung, wenn

---

<sup>22</sup> Schützenfest in Solothurn, 14. Juli 1840. Die «Neue Aargauer Zeitung» vom 18. Juli berichtet darüber: «Beim Abzuge der Basler, als dieselben ihre Schützenfahne abholten, hielt Herr Cartier folgende Anrede an sie: ‚Bringt euern Brüdern zu Hause unsern herzlichen Gruß und sagt ihnen, daß ihr hier den alten eidg. Boden gefunden und die alten eidgenössischen Herzen.‘ Herr Rathsherr Minder antwortete unter anderm: ‚Mich besonders hat euer verehrl. Vorstand hochgeehrt, er hat mich mit dem eidg. Zeichen geschmückt... Sollte auch

auch keine nachhaltige Wirkung, und von politischer Wichtigkeit oder wenigstens Bedeutsamkeit scheint mir der Gang der Basler Schützen nach Solothurn immer zu sein (während das Fest der Naturforscher ohne eine solche war); gern will ich glauben, daß manchen daran liegt, diese Bedeutsamkeit zu übertreiben. Daß solche Feste dazu beitragen, Personen zu versöhnen, wenn auch nicht Grundsätze in Ansichten, glaube ich noch, und ich gestehe, es ist ein Grundzug meines Wesens, zwischen Personen und Ansichten zu unterscheiden. Leider verlor das Fest gegen das Ende viel von seinem versöhnenden Charakter. Luzerner ließen sich hören, es fragt sich nur, ob sie auch Gehör fanden. Auch an unserm schönen Buchdruckerfeste perorirten Brenner, Wolleb, Fischer von Luzern<sup>23</sup>. Was hat das dem Feste geschadet? — Ich fühle wohl, daß ich bei der Uebernahme der Redaktion der Schweizerartikel vielleicht etwas unvorsichtig war. Ich hätte vielleicht bedenken sollen, daß, obwohl ich fast nach allen Seiten Ihre polit. Grundsätze und Ansichten theile, meine Art, die Dinge zu behandeln, von der Ihrigen abweicht, und daß es leichter ist, im Geiste Jemand's denken, als schreiben. Ich bin nun einmal lebhaft und erregbar, und es wird mir nicht möglich, darzustellen, ohne meine eigene Anschauung der Dinge durchschlagen zu lassen. Das hätte ich mehr bedenken sollen. Nun, Sie haben Geduld mit meinen Schwächen, und einige Artikel von Ihnen werden hoffentlich die Sünden meiner Feder wieder gut machen. Denn noch einmal wage ich meine Bitte zu wiederholen, daß Sie doch ja besonders während meiner Abwesenheit uns gütigst unterstützen möchten. — Daß Sie Ihren Tadel gegen mich so offen ausgesprochen, hat mich *sehr* gefreut und wird mich, so oft Sie es thun, nur als ein Beweis Ihrer freundlichen und wohlwollenden Gesinnung erscheinen. — Etwaige gütige Einsendungen ersuche ich Sie, da ich übermorgen abgehe, bis zu meiner Rückkehr, die ich Ihnen gleich anzeigen werde, an Herrn Neukirch zu adressiren.

---

unsere Gesellschaft mit weniger oder gar keinen Gaben vom Freudenschießen heimkehren, wir haben uns den schönsten Preis errungen, euere Herzen. Ihr aber, Eidgenossen, habt einen schönern Sieg über uns erfochten als vor sieben Jahren, ihr habt unsere Herzen erobert.» Samuel Minder-Merian (1782—1868) Müller, des Rats.

<sup>23</sup> J. C. Brenner vgl. Anm. 17. — Johannes Wolleb (1805—1880), erster Sekretär der Polizeidirektion Basel. J. A. Fischer, Theologieprofessor in Luzern, Besitzer einer Druckerei. Vgl. über ihn Letter, Theodor Scherer, op. cit., S. 72. Die «B. Z.» vom 26. Juni 1840 berichtet ausführlich über das Buchdruckerfest.

Indem ich Sie bitte, die Entgegnung, die ich mir zu machen die Freiheit nahm, gütigst zu entschuldigen, habe ich die Ehre, Sie meiner vollkommensten Hochachtung zu versichern als Ihr ergebenster

Daniel Schenkel.

Nachschrift 23. Juli: Es tröstet mich, so eben im «Oestl. Beob.»<sup>24</sup> von gestern zu finden, daß er noch *viel mehr* Aufhebens von den Solothurner Toasten macht, als die «B. Z.» machte. — Haben Sie die neueste No. der Schildwache und ihren bübischen Angriff auf mich gelesen<sup>25</sup>?

### Brief 7

[Basel, 9. VIII. 1840.]

Hochverehrter Herr Rathsherr!

Nur in Eile — denn mehr nächtliches Wachbleiben hat mich ermüdet und erschöpft — zeige ich Ihnen an, daß ich gestern hier wieder angelangt bin. Wie ich vernehme, hatten Sie unterdessen alle Verbindung mit der Zeitung abgebrochen. Ich hoffe, daß diese Unterbrechung nicht von längerer Dauer sein wird; denn in diesem Falle vergienge auch mir Lust und Muth, auf undankbarem Acker länger zu pflügen, zumal ich eine dankbarere Arbeit wüßte. Ich habe eine sehr schöne und unterrichtende Reise gemacht, bedeutende Männer gesprochen, viel Abneigung gegen die Schweiz, mehr als gegen die Schweizer, gefunden, mich am Ende aber doch wieder nach dem Vaterlande zurückgesehnt. In Deutschland macht die Hurtersche Angelegenheit viel Aufsehen; ich mußte überall erzählen. Ich that es mit mehr Schonung, als der Mann verdient, der sich nicht schämt, mich auf die gemeinste Weise anzugreifen und zu verläumdern. Glücklicherweise stören diese Angriffe meinen heitern Humor nicht, sie schmerzen mich für den, der sie thut, nicht für den, den sie treffen sollen. Kirchhofer schreibt mir sehr aufgebracht; ich werde ihn mäßigen; er behauptet, die Hurtersche Vertheidigungsschrift (die ich noch nicht gelesen) wimmle von Entstellungen, Verdrehungen

<sup>24</sup> Vgl. Anm. 10<sup>a</sup>.

<sup>25</sup> Joseph Leu von Ebersol hatte in Ruswil einen Verein gegründet, um die Luzerner Verfassung nach demokratisch-bäuerlichen und kirchlichen Grundsätzen umzuändern. Die «B. Z.» nannte die Gründung des Ruswiler Vereins ein «trauriges Ereignis» und geriet darob in eine Pressefehde mit der in Solothurn erscheinenden «Schildwache am Jura», die Leus Politik rückhaltlos unterstützte. Vgl. Paul Letter, Theodor Scherer, 1816—1885, S. 73.

und Lügen<sup>26</sup>. Was ich thun will, weiß ich noch nicht; ich wollte, Sie wären hier und könnten mir mit Ihrem Rathe beistehen. Thue ich aber auch, was ich wolle, kein gemeines Wort soll die Stellung beflecken, die ich bisher im Kampfe eingenommen habe. Auffallend war mir, daß Hurters in Frankfurt bei Schmerber in Condition stehender Sohn, ein geistreicher junger Mann, in Wiesbaden mich besuchte und mich aufs freundlichste zu sich nach Frankfurt und auch zu dem bekannten Dr. Böhmer einlud<sup>27</sup>. Leider mußte ich ausschlagen. Nachher erfuhr ich von einem Frankfurter-Gelehrten im Eilwagen, daß *Hurters Sohn die Schrift seines Vaters sehr mißbillige*. Alle *Theologen*, die ich sprach, drückten ihre Mißbilligung gegen Hurter, zumal seinen gränzenlosen Hochmuth, aus, der dem evangelischen Geistlichen am wenigsten ansteht. —

In Bonn feierte ich in so fern einen kleinen Triumph, als Consistorialrath Nitzsch mir sagte, die einzig richtige Art, den Zürcher-Großrathsbeschluß anzugreifen, sei die von mir in der «Bsl. Ztg.» gewählte gewesen<sup>28</sup>. Er tadelte den Beschluß und die pietisierende Tendenz des Zürcher gr. Rathes sehr. Nitzsch ist gläubig und orthodox. Er machte die sehr richtige Bemerkung, daß der Schweizer Pietismus das kirchliche Bewußtsein zu sehr verloren hätte und zu wenig wissenschaftlich sei.

Ich hoffe, Sie bald wieder zu sehen u. Ihnen mündlich noch Manches erzählen zu können. Unterdessen empfehle ich mich Ihnen aufs beste und empfehle Ihnen nochmals unsere Zeitung.

Ihr achtungsvoll ergebenster Dan. Schenkel.

---

<sup>26</sup> Vgl. Anm. 8. Kirchofer verfaßte eine umfangreiche Antwort auf Hurters Schrift «Amtsbrüder», die aber das Licht der Oeffentlichkeit nie erblickte; das Manuskript wurde von Schenkel benützt. Vgl. «Zerwürfnisse» S. 115 f.

<sup>27</sup> Es handelt sich um Hurters ältesten Sohn Friedrich (1821—1868), der reformiert blieb und Verlagsbuchhändler in Schaffhausen wurde. Hurters Gemahlin und seine Söhne Franz, Heinrich, Ferdinand und Hugo traten zur katholischen Kirche über; vgl. über sie Eugen Isele, Antistes Friedrich Emanuel Hurter und seine Zeit, S. 152, Anm. 36. (Festschrift zum hundertjährigen Bestehen der katholischen Genossenschaft Schaffhausen 1841—1941). — Bei Dr. Böhmer handelt es sich vermutlich um den Historiker Joh. Friedr. Böhmer (1795—1863).

<sup>28</sup> Karl Immanuel Nitzsch (1787—1868), hervorragender evangelischer Theologe; 1822—1847 Prof. in Bonn. — Zum Zürcher Großratsbeschluß vgl. Anm. 7.

## Brief 8

[Basel, 15. VIII. 1840.]

Hochverehrter Herr Rathsherr!

Meinen verbindlichsten Dank für Ihren werthgeschätzten Brief. Ihre offene Rüge anerkenne ich ganz wohl und begreife auch zum Theil, daß Sie unter bewandten Umständen uns Ihre Unterstützung versagen mußten. Was die Tagsatzungsberichte betrifft: so giebt sich jetzt Hr. Schneider weit mehr Mühe als Anfangs und benützt, wie ich glaube, Ihre Berichte gewissenhaft; daß sie aber in Beziehung auf Klarheit und Nettigkeit der Darstellung immer noch mangelhaft sind, liegt wohl in der geistigen Befähigung des Schreibers, dem hauptsächlich das Talent einer sicheren und gewandten Conception abzugehen scheint. Hinsichtlich meiner Behandlungsart des Freischießens will ich gern zugeben, daß ich die Angelegenheit anders behandelt hätte, wenn ich am Anfange gewußt hätte, was ich am Ende wußte — daß es ausarten werde. Das habe ich freilich am Ende angedeutet und nicht gelobt, was tadelnswerth war, wenn Sie wollen, zu spät. Ihre Bemerkung, daß Basel sich zu hüthen habe und leicht auf Abwege gerathen könnte, halte ich für sehr gegründet. Die Schweizerblätter haben nicht umsonst Friede geläutet; wie ich hierüber denke, hat mein Artikel in der gestrigen No. der «Basl. Zeitg.» bewiesen; ich glaubte, es sei an der Zeit, in den Taumel ein nüchternes Wort zu sprechen, das aber schwerlich Allen gefallen hat<sup>29</sup>. Vielleicht, daß es etwas gereizt klingt; ein Ausdruck der unverschämten «Neuen Basl. Zeitung» (wahrsch. von Brenner), «Die Eidgenossenschaft wolle nicht den Tod des Sünders, sondern daß er umkehre und lebe», hatte mich erbittert<sup>30</sup>. — Ueber Hurters Buch mußte ich mich auch aussprechen; es hat mich nicht leicht eine Schrift mehr empört. Die Geistlichkeit wird nicht schweigen. Kirchhofer schreibt mir, es wimmle von Entstellungen. Es ist bereits eine Widerlegungs-

---

<sup>29</sup> Solothurner Freischießen. Vgl. Anm. 25. Schenkel wendet sich in der «B. Z.» vom 14. Aug. 1840 gegen diejenigen, die meinen, Basel habe seine Gesinnung geändert. «Man merkt es wohl, diese Leichtgläubigen verstehen wenig von der Gesinnung, von dem Glauben, der ausharrenden Treue eines Volkes. Sie, die immer nur gewöhnt sind, dem Tyrann des Zeitgeistes ihre Ueberzeugungen knechtisch zu opfern, deren höchstes Prinzip der unbedingte Wille einer schwankenden Volksmasse, deren oberste Regel die Rechenkunst ist, nach der sie Verfassungen schmieden und zerstören . . .»

<sup>30</sup> Vgl. Anm. 17. Die «Neue Basler Zeitung» erschien 1840—1842 als Nachfolgerin des «Basilisk». Vgl. Vischer op. cit. S. 183 Anm. 5.

schrift unter der Presse<sup>31</sup>. Die Schaffhauser bitten mich, ebenfalls in die Schranken zu treten. Ich gestehe nur, daß die Zeit mich reut; kann es aber etwas helfen, so werde ichs nicht unterlassen.

Daß Sie uns die Hoffnung nicht ganz nehmen, auch inskünftig noch an der Basl. Zeitung mitzuwirken, freut mich. Ich wiederhohle, daß mir der Muth oft ausgeht. Undank ist immer der Lohn solcher Arbeiten. Den wahren Lohn muß man darum im eigenen Bewußtsein finden.

Ich freue mich sehr darauf, Sie bald wieder zu sehen. Ich glaube, es könnte bald ein Zeitpunkt eintreten, wo es noth thun möchte, daß die «Basl. Zeitung» bei aller Mäßigung wieder eine sehr entschiedene Stellung einnehme.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner aufrichtigsten Hochachtung und Ergebenheit.

Ihr dienstwilligster Daniel Schenkel.

## Brief 9

[Schaffhausen, 5. XI. 1841.]

Hochgeachtetem Herrn Rathsherrn Dr. Heusler  
in Basel. [Adresse.]

Verehrtester Herr Rathsherr!

Sie würden schon längst direkte Nachrichten von mir erhalten haben, wenn nicht äußere Unruhe, drängende Besuche und körperliches Uebelbefinden mich vielfach gehemmt hätten. Gott sei Dank! ist das Schwerste jetzt überstanden; der Schwarm besuchender, zwar wohlwollender, aber für den Angegriffenen auch oft lästiger Freunde hat sich allmählig zertheilt; ein eigenes Hauswesen ist, wenn auch noch unvollständig, doch leidlich eingerichtet und der Fürsorge einer liebenden Schwester anvertraut; die Gesundheit ist noch nicht wiederhergestellt, und die Nachhülfe eines Vicars noch immer nöthig, aber die Symptome der Besserung mehren sich von Tag zu Tag, die entschwundenen Kräfte fangen wieder an zu erwachen, und kleinere Spatziergänge erfrischen nicht wenig in der milden Luft dieses unvergleichlichen Spätherbstes.

Darum habe ich nun auch bereits alle *häuslichen* Amtsgeschäfte

---

<sup>31</sup> Schenkel schrieb über Zehenders Broschüre (s. Anm. 21) und über Hurters Schrift «Amtsbrüder» in der «B. Z.» vom 2. und 4. Sept. 1840. — Mit der Widerlegungsschrift ist Zehenders Broschüre gemeint.

selbst an die Hand genommen, sogar den Besuch der Sitzungen des Erziehungsrathes hat mir der Arzt erlaubt; ich habe Zeit, mich allmählig in die neuen Umgebungen und Verhältnisse einzuleben; der Uebergang aus dem beschauligen in das thätige Leben ist weniger gewaltsam, als wenn er plötzlich erfolgt wäre, und in dieser Beziehung ist die Krankheitsstörung wieder zu einer Art von Wohlthat geworden. Wenn ich nun freilich in die *Zukunft* blicke, so wird diese Episode der Ruhe und Stille nur von kurzer Dauer sein. Es wartet sehr Vieles auf den *Gesunden*, was der *Kranke* übersehen und liegen lassen muß, und ich erschreke oft beim Blick auf die Verdümpfung und Versumpfung, worin der Staat und zum Theil auch die Kirche bei uns begraben liegt. Den *Staat* haben unsere Perücken, die junkerlichen Mittelmäßigkeiten und die untreuen Verwalter zu Grunde gerichtet<sup>32</sup>; die Kirche hat jahrelang unter Hurters Joch geseufzt, der, genau beim Lichte besehen, für ihren innern, geistigen Wachsthum *nichts* gethan hat; jetzt hat sie sich emancipirt, aber es fehlt ihr ein den Umständen gewachsenes Haupt. Wie sehr es *unserm Gemeinwesen* an energischen und einflußreichen Leitern fehlt, ist Ihnen aus unserer letzten jämmerlichen Tagsatzungsinstruktion und Gesandtenwahl klar geworden. Bürgermeister von Meyenburg-Stokar war der einzige, der mit Bewußtsein und Kraft das Recht gegenüber der Gewaltthat zu vertheidigen und ins Licht zu stellen im Stande war; nur einigermaßen von den Bessergesinnten unterstützt, hätte er die Gegenparthei mit Leichtigkeit ins Feld geschlagen<sup>33</sup>. Allein

---

<sup>32</sup> Joh. Conrad Siegerist (1774—1833) ließ sich als Standessäckelmeister schwere Unterschlagungen zuschulden kommen und beging Selbstmord. Das Defizit betrug ca. 65 000 Gulden. Die Affäre wurde von den Zeitgenossen als eigentliches Landesunglück bezeichnet. Vgl. Prot. des Kl. R. 6. Juni 1833 und «Schweiz. Courier» 3. Jan. 1834, Nr. 1, S. 3.

<sup>33</sup> Franz Anselm von Meyenburg-Stokar (1796—1864), der sogenannte «kleine» Bürgermeister (gegenüber seinem Vetter Anselm Franz von Meyenburg-Rausch, der von Statur groß war). Die Instruktion der Tagsatzungsgesandten fand am 5. März 1841 statt (Prot. d. Gr. R.). Der Antrag der Kommissionsmehrheit lautete auf Respektierung des Artikels XII des Bundesvertrages, also auf Wiederherstellung der aargauischen Klöster. Die Kommissionsminderheit begründete ihren gegenteiligen Standpunkt wie folgt: Die Klöster im Kanton Aargau seyen, statt ihrer Bestimmung gemäß Sitze der Andacht und Frömmigkeit zu seyn, Heerde der Empörung und des Aufruhrs geworden. Nicht nur in dem Souveränitätsrechte, sondern auch in der Pflicht der Selbsterhaltung liege das Recht der öffentlichen Gewalten eines Landes Corporationen, welche — wie dies den Klöstern im Kanton Aargau zur Last falle, die Ruhe stören und den Umsturz der bestehenden öffentlichen Ordnung herbeizuführen trachten, auf-

außer einem jungen Mann, Namens Winz<sup>33a</sup>, wagte gar Niemand den Schreibern vom Lande entgegenzutreten, und so gelang es denn dem geistig und sittlich gleich deroutirten Grieshaber, den gr. Rath zu terrorisiren, indem er von der allgemeinen Volksstimmung schwadronierte, die gar nirgends vorhanden ist<sup>34</sup>. Man ist bei uns höchstens indifferent gegen den Klosterhandel, aber zu Stadt und Land (einige radikale Klettgäuer-Gemeinden ausgenommen) überwiegend rechtlich gesinnt. Leider sind unsere Bürgermeister weder populair, noch tüchtig. Im Thurn kennen Sie. Er versteht sich gar nicht auf's Handeln, sondern höchstens auf den ordinären Geschäftsgang, und zwar auf den alten, schleppenden. Ueberdies ist der Mann in großer ökonomischer Bedrängniß und darum abhängig. Man munkelt von einem Prozesse, den die badische Regierung der ganzen Imthurnschen Familie, hauptsächlich aber der Branche des Bürgermeisters, anhängig machen wolle wegen ehemaliger Veruntreuung ihr anvertrauter badischer Gemeindevogteien<sup>35</sup>. Dieser Prozeß ist, wie ich unter der Hand erfahre, erstinstanzlich bereits zu Ungunsten der Imthurns entschieden und würde, ohne eine eintretende günstigere Wendung, den Ruin derselben unfehlbar herbeiführen. Man behauptet, ein dem Bürgermeister angehöriges, im Badischen gelegenes Grundstück sei bereits mit Sequester belegt. Doch das Alles vorläufig

---

zuheben . . . » Meyenburg-Stokar und Grieshaber wurden zu Tagsatzungsgesandten gewählt. Am 20. Okt. 1841 kam der Große Rat auf seine Instruktion zurück und beschloß mit 44 gegen 25 Stimmen, die Tagsatzungsgesandten dahin zu instruieren, daß sie das Angebot des Aargaus auf Wiederherstellung von drei Frauenklöstern annehmen und dafür eintreten, daß die aargauische Klosterangelegenheit aus Abschied und Traktanden falle. Meyenburg-Stokar hatte den Minderheitsantrag in einer großen Rede vertreten, die in extenso ins Protokoll aufgenommen wurde. Nach der Abstimmung lehnte er die Wiederwahl als Tagsatzungsbeamter ab.

<sup>33a</sup> August Wintz (1807—1869), Mitglied des Großen Rates, 1844 Regierungsrat.

<sup>34</sup> Joh. Martin Grieshaber, Advokat; vgl. 166 f.

<sup>35</sup> Leonhard Alexander Im Thurn (1776—1846), Bürgermeister des Kantons 1836—1842. Im Im Thurn'schen Prozeß gegen den Staat Baden handelte es sich um Meinungsverschiedenheiten über den Rechtscharakter eines Fonds im Betrage von 8000 Gulden, den die Im Thurn als ehemalige Vogtherren von Büsingen im Jahre 1827 zu Armen- und Schulzwecken gestiftet hatten. Die Gemeinde Büsingen beanspruchte den Fonds zu Eigentum. Der Ausgang des Prozesses ist aus den Schaffhauser Akten nicht feststellbar. Die Regierung intervenierte beim Justizministerium in Karlsruhe zugunsten der Im Thurn (St. A. Missiven Nr. 8015 und Korr. vom 10. Februar 1842). Die Darstellung Schenkels beruht auf übertriebenen und falschen Gerüchten.

*im Vertrauen.* Bürgermeister Harder steht noch tief unter Imthurn<sup>36</sup>. Ein eigentlicher Perückenstock aus dem vorigen Jahrhundert, und zwar der ersten Hälfte desselben, Hagstolz im Rufe der Immoralität, selbst unnatürlicher Sünden, unwissend, langweilig-süßlich, bloße Geschäftsmaschine und in letzter Zeit Hurter's kriechende Creatur. Ich bin unter diesen Umständen der festen Ueberzeugung, daß nur von Seiten der Kirche ein besseres Leben geweckt und genährt werden kann; denn aus dem dünnen Holze unseres Staatswesens werden keine saftvollen Lebenszweige erwachsen. Diese Ueberzeugung hege ich aber für die ganze Schweiz. Das radikal-heidnische Staatsunwesen, dessen entschiedener Repräsentant jetzt der Canton Bern ist<sup>37</sup>, muß dem *christlichen* Staatsprinzip weichen: das fühlt das Volk, das wissen die helleren Köpfe, dahin gehen die Bestrebungen der Tüchtigsten. In dieser Hinsicht betrachte ich meine gegenwärtige Stellung und die aus ihr erwachsende Aufgabe als eine überaus schöne und inhaltsreiche, und ich hoffe, sie werde auch noch weiter greifen als nur über die 8 Quadratmeilen meines Vaterländchens hinaus.

Nächsten Montag ist wieder eine Helferwahl in der Stadt; Prof. Kirchhofer wird wahrscheinlich die Stelle erhalten; dann ist allerdings das sog. pietistische Element in der Stadt stark repräsentirt; aber wir bedürfen *eifriger* und *warmer* Menschen<sup>38</sup>. Mit Schrecken bemerke ich, daß mein Papier zu Ende geht und daß ich nur noch Zeit habe, Ihnen meine besten Empfehlungen an Ihre geschätzte Frau Gemahlin aufzutragen, so wie Sie, mein verehrter Herr Rathsherr meiner ausgezeichneten Hochachtung und bleibenden Anhänglichkeit zu versichern. Ihr ganz ergebener Dan. Schenkel Pfr.

---

<sup>36</sup> Joh. Christoph Harder (1781—1851), Bürgermeister seit 1836. «J. Ch. Harder studirte die Rechte und wurde bald nachher in das Regiment während der Mediationszeit erst in untergeordneter Stellung aufgenommen. Seither durchlief er alle Würden der Republik und brachte es bis zum Bürgermeister; während seiner letzten Lebenszeit bekleidete er die Präsidentenstelle des Obergerichtes. Er lebte ledigen Standes, war ein abgesagter Feind des weiblichen Geschlechtes und demselben stets abgeneigt, welches er am besten bewies als Präsident des Ehegerichtes, bei welcher Gelegenheit er schonungslos demselben zusetzte . . . Allen Neuerungen sowohl im Polytischen wie im Sozialen war er abgeneigt und suchte ihnen möglichst ein Bein unterzustellen; er war ein Aristokrat von reinstem Wesen, daher unversöhnlich gegen alle Verbesserungen der bestehenden Verhältnisse und allen Erfindungen und Einrichtungen abgeneigt.» (Manuskript Laffon.)

<sup>37</sup> Bern unter dem Regiment von Karl Neuhaus (1796—1849), Schultheiß von 1839—1846.

<sup>38</sup> Siehe Anm. 8.

Verehrter Herr Rathsherr!

Sie erhalten diesen Brief mitten aus dem Gedränge der Festwochen, die besonders für einen jungen, von einer langwierigen Krankheit genesenden Pfarrer eine geist- und gemüthanstrengende Arbeit sind. Der Inhalt Ihres mir so werthvollen Schreibens ist aber so beschaffen, daß längeres Stillschweigen darauf kaum verzeihlich wäre. Hauptsächlich liegt mir die Angelegenheit unseres guten Wackernagels auf dem Herzen, gegen den Scherb seine früheren Teufeleien also wiederholt hat<sup>39</sup>. Die besagten Xenien sind mir zugeschickt worden, und so insipid und unbedeutend ich sie auch finden mußte: so meine ich doch, es sei hier übriger Stoff zu einer Injurienklage vorhanden, die, wenn sie, wie zu hoffen steht, Strafe zur Folge hat, den hochmüthigen Windbeutel für die Zukunft zur Ordnung setzen möchte. Seit meiner bekannten Unterredung mit Sch. bin ich über diesen Menschen so ziemlich aufgeklärt, daß er nämlich nichts weiter als ein Poltron ist und keine anderen Motive in seinem Handeln hat als Hungerleiderei und Eitelkeit. Gienge er von einem Lebensprincipe, einer Charakter und Gesinnung verratenden Idee aus, so würde er mir immer noch Achtung abnöthigen, wenn ich sein Streben auch bedauern müßte; aber so kann ich ihn nur verachten. Sie wünschen nun im Falle der Noth vor Gericht von seinen bei mir gethanen Aeüßerungen gegen Wackernagel Gebrauch zu machen. Dabei möchte ich nun zweierlei erinnern. *Erstens*: Wird Sch. bei seiner bekannten Frechheit und Stirne nicht läugnen? wenigstens erklären, das damals Geäußerte sei ihm nicht mehr gegenwärtig? *Zweitens*: Wird er nicht eine neue Zeitungsfehde gegen mich eröffnen, mein Zeugniß als kleinliche Rache und Verrath ausdeuten? Das letztere könnte ich in meiner gegenwärtigen Stellung, wo ich Alles vermeiden muß, was meinen hiesigen Gegnern eine Waffe gegen mich an die Hand giebt, nicht wünschen. Sie können Sich (!) wohl denken, daß ich der Hurterschen Partei ein fortwährender Stein des Anstoßes bin, und je mehr ich Einfluß gewinne, desto höher steigert sich ihr Haß. Daß ich vor einigen Wochen vom gr. Rathe zum Mit-

<sup>39</sup> Karl Heinrich Wilhelm Wackernagel (1806—1869), 1833 Lehrer am Pädagogium in Basel, 1835 ord. Prof. der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Basel. — Emanuel Scherb, von 1840—1843 Redaktor der «National-Zeitung».

gliede des Kirchenrathes, sodann auch zum Ephorus des Collegiums Humanitatis und des Gymnasiums erwählt worden bin und somit nun alle Stellen des abgetretenen Antistes — die Antistesstelle ausgenommen — in mir vereinige, hat die freilich kleine Partei in großen Aerger gebracht, den sie auch dadurch bewiesen, daß fast alle ihre Zugehörigen an dem vom Stadtrath zu Ehren meines Amtsantrittes mir gegebenen Mittagessen größtentheils ohne Entschuldigung wegblieben<sup>40</sup>. Läßt sich daher der Kampf ohne meine Mitwirkung auskämpfen, so ziehe ich dieß vor, so sehr ich es im äußersten Nothfalle für Pflicht hielte, der Wahrheit auch auf meine persönliche Gefahr hin die Ehre zu geben. So viel will ich Ihnen vorläufig anvertrauen, daß Sch. damals die bestimmte Absicht gegen mich aussprach, kein Mittel, sei es rechtlich oder *rechtlos*, Lug oder Wahrheit, unversucht zu lassen, um Wackernagel seinen Aufenthalt in Basel zu verleiden und ihn zum Weggange zu bewegen. «Er muß *tod gemacht*, zu Tode geplagt werden», wiederholte er mehrmals. Dies nur vorläufig *Ihnen*, confidentiell. Mir scheinen übrigens die in den Xenien enthaltenen Beleidigungen zureichend, um eine verhältnißmäßige Strafe über Sch. zu verhängen. W. ist Beamter, öffentlicher Lehrer, dessen Wirksamkeit von der Achtung seiner Schüler abhängt; ihm diese in öffentlichen Blättern abschneiden, ist allerdings ein *moralischer Todschatz*, und sollte der straflos sein? Unsere humane Gesetzgebung weiß das unvernünftige Vieh durch sehr schöne §§ über Thierquälerei vor dem brutalen Quäler zu schützen; und diese moralische Menschenquälerei, wie sie eine perverse Presse übt, sollte ungeahndet öffentlich gestattet sein? Wenn Sie übrigens die Gefälligkeit haben wollen, mich von dem Ausgange der Sache zu benachrichtigen und W. den innigen Antheil, den ich daran nehme, zu bezeugen, so werde ich Ihnen dankbar dafür sein.

Es freut mich herzlich, daß Sie so wohlwollend und theilnehmend gegen mich bleiben. Mein früheres Verhältniß zu Ihnen mangelt mir auch sehr, so wenig ich mich in das zu der «B. Ztg.» zurück wünsche. Daß Sie sich der verwaisten wieder angenommen, ist anerkennungswerth; durch den Gehalt und die Ueberzeugungskraft Ihrer Artikel haben Sie das Blatt wieder bedeutend gehoben, hier gilt es immer als das beste Schweizerblatt. Die «Nationalzeitung» kennt man hier

---

<sup>40</sup> Das Collegium Humanitatis war eine vor allem die Theologie berücksichtigende Vorbereitungsanstalt für die Universität. Durch das Schulgesetz vom Jahre 1851 wurde es zum «Oberem Gymnasium». Vgl. K. Schib, Hundert Jahre Kantonschule Schaffhausen, Schaffhausen 1951, und die dort angegebene Literatur.

nicht; das Pathos ihrer Ankündigung hat allgemein mißfallen<sup>41</sup>. So viel stellt sich bei der Sache heraus, daß Sch. bei Weitem nicht ist, wofür er sich hält.

Mein neues Amt macht mir *viel Freude*, nur das lange Sitzen um nichts in den Behörden macht mir oft Langeweile. Ich bin an frisches Schaffen und nicht an ermüdendes Sitzen gewöhnt. In meiner jetzigen Stellung kann ich in beschränktem (!) Weise viel Gutes wirken, meine Gemeinde giebt mir viele Beweise ihres Zutrauens, und letztlich wählte mich — *ridiculum est* — der hiesige «Verein für Bildung angehender Handwerker» zu seinem Präsidenten, für welche Ehre ich mich natürlich bedankte. Besuchen Sie uns doch diesen Sommer, wenn Hagenbach in der Predigergesellschaft seinen Vortrag hält<sup>42</sup>! — Jetzt aber *satis, reliqua prata hiberunt*. Die schönsten Empfehlungen an Ihre verehrte Frau Gemahlin, Grüße an Hrn. Neukirch und Hörler. Vielleicht schicke ich Ihnen einmal eine Correspondenz in die Zeitung. Mit vorzüglicher Hochachtung und Freundschaft Ihr ergebenster

Daniel Schenkel.

P. S.

Denken Sie, Eckenstein hat sich als Lehrer des Französischen an das hiesige Gymnasium gemeldet und warnt in seiner Anmeldung den Schulrath vor dem «mit ihm in Feindschaft stehenden licentiat Schenkel», der, über ihn befragt, ihn und seinen «edeln Charakter» sicherlich verläumden werde. Das Lustige bei der Sache ist, daß E. keine Ahnung hat, daß ich im Schulrathe sitze, und noch weniger eine Ahnung, daß ich als Ephorus Gymnasii seine Meldung zu *begutachten* hatte! Er warnte mich also vor mir selbst! Auch Bossardt, dessen Name ich im Programm der «Nationalztg.» las, hat sich an eine Lehrerstelle hieher gemeldet — *sed frustra*<sup>43</sup>. Wir wollen die Hefe Ihres Liberalismus unserer Schaffhauser Jugend nicht einschicken.

Die sichtbare Zeile (!), in der diese Zeilen geschrieben sind, bitte ich in Berücksichtigung der geschäftsvollen Festzeit zu entschuldigen.  
d. O.

---

<sup>41</sup> Die «National-Zeitung» wurde 1842 gegründet unter dem Namen «Schweizerische National-Zeitung».

<sup>42</sup> Karl Rudolf Hagenbach (1801—1874), Prof. der Theologie an der Universität Basel.

<sup>43</sup> J. Eckenstein, Prof. Dr. — J. J. Bossardt, Oberlehrer an der Knabenschule Basel.

## Brief 11

[ohne Datum — Ende September 1842.]

Verehrtester Herr Rathsherr !

Sie werden sich gewundert haben, daß ich so ganz schweigsam geworden bin. Politisches wußte ich Ihnen wenig Erfreuliches zu berichten u., wie Ham, meines Vaters Blöße aufzudecken, dazu fühlte ich auch wenig Neigung. Gern hätte ich Ihnen als einem theilnehmenden Freunde meine Verlobung gemeldet, aber gerade die ersten Wochen nachher drängte sich so Vieles, daß ich aufschob, bis es zu spät ward. Ihre geehrten Zeilen geben mir nun aber einen erwünschten Anlaß, das Stillschweigen zu brechen. Eigentlich wollte ich über den unseligen Handel, der unser kleines Gemeinwesen in große Aufregung versetzt hat, nichts melden, aber Ihr Artikel in der B. Z. bietet neben vielem Wahren und Treffenden allerdings einigen Stoff zu Berichtigung und Milderung. Seit längerer Zeit, hauptsächlich seit Hurters Rücktritt, hat sich hier eine Regierungs-Opposition gebildet, die in ihrem Schooße die tüchtigsten Köpfe zählt und meistens aus jüngeren Juristen besteht. Die Regierung enthält außer Meyenburg-Stokar keinen einzigen *bedeutenden* Mann. Daher konnte M. seit einiger Zeit als *die Regierung* gelten. Eine gefährliche Omnipotenz ! Meyenburg ist weder Jurist, noch wahrhaft gebildet, er gehört dem alten Systeme an, besonders warf man ihm Hang zur Intrigue und Willkühr vor. Im Kirchenrath, wo ich neben ihm sitze, habe ich seine Klugheit und Vorsicht bei Abgabe seines Votums oft bewundert, dagegen ihn auch jedesmal sehr *aufgebracht* und leidenschaftlich erregt gesehen, wenn seine Ansicht nicht durchgieng. So viel aber ist gewiß, er ist ein Mann von vielen Verdiensten, großem Fleiße, viel Umsicht und Geschäftskennntniß und energischem Charakter. Bürgerleuthen, die Rath suchten, stand sein Haus stets offen, und auch zur That, selbst zu Geldbeiträgen, war er willig und bereit. Sein Unglück war das unverhältnißmäßige *Übergewicht*, das er im Regierungsrathe zusehends mehr behauptete und wodurch er den Gang der Geschäfte von seinem Willen fast ganz abhängig machte. Dies zeigte sich besonders bei der neu vorzunehmenden *Kaufhausbaute* an der Rheinbrücke. In Folge einer Brückencorrektio hatten die älteren und baufälligen Waarenlager weggeräumt werden müssen, die Regierung hatte eine *Neubaute* beschlossen. Als nach Hinwegräumung der alten Baulichkeiten das Publikum einen *schönen freien Platz* an der Rheinbrücke erblickte, erwachte allgemein der Wunsch,

daß dieser Platz frei bleiben und der anliegende Salzstadel in ein Waarenlager umgewandelt werden möchte, wogegen andere Magazine als Salzdepots dienen könnten<sup>44</sup>. Eine Bittschrift gelangte in dieser Beziehung an den Stadtrath, und dieser übermittelte sie empfehlend der Regierung. Zugleich erboten sich Privaten (!) zu Uebernahme der Kosten in Verbindung mit der Stadt, da der Platz dem Staate abgekauft und die unterdessen mit der Neubaute beginnenden Unternehmer entschädigt werden mußten. Hier machte nun die Regierung den *ersten* Fehler, daß sie den Bau *fortsetzen* ließ, anstatt bis zur Erledigung der Frage denselben einzustellen. Jeder Tag vermehrte die Uebernahmskosten der Stadt um 150 fl, falls ihrem Wunsche entsprechen würde. Die Regierung dachte wahrscheinlich darauf, Zeit zu gewinnen und durch schnellen Weiterbau das Projekt der Stadt, den Platz frei zu behalten, unmöglich zu machen. Daher wuchs die Erbitterung, und besonders gegen M., der als die *Seele* aller Regierungsbeschlüsse galt und dem man als einem Stadtbürger dies Verfahren doppelt verübelte, zeigte sich starke Animosität. Vielleicht wäre jedoch noch Alles gut ausgelaufen, wenn nicht das Gerücht sich verbreitet hätte, M. handle aus *bloßem Eigennutz* gegen die Stadt. Durch den freien Platz, wenn er zu Stande kam, erhielt nämlich der Gasthof zum *Schiff*, der diesem Platze anliegt, große Vortheile u. ein wahrscheinliches Uebergewicht über den Gasthof zur *Krone*. Nun verlautete, M. schulde dem Gastwirth zur Krone ein Capital von 8000 fl, und dieser habe, im Falle M. die Baute nicht durchsetze, mit Kündigung gedroht. Dieses Gerücht trug viel zur wachsenden Mißstimmung bei, und M. hätte wohl gethan, wenn es unbegründet ist, wie ich zu seiner Ehre glauben will, es öffentlich zu widerlegen. Unterdessen waren Regierungsbevollmächtigte mit städtischen Ausschüssen zusammengetreten, um wegen Freilassung des Platzes zu unterhandeln. Die Regierung oder vielmehr M. stellte enorme Forderungen an die Stadt, sie forderte für den Platz unter allen Titeln über 9000 fl. Das empörte auf's Neue, da einige Forderungstitel sehr schlecht motivirt waren. Man war in einer Schlußsitzung zusammengetreten: von Seiten der Regierung M. u. Regg. Surbeck; von Seiten der Stadt Bezirksgerichtspräsident v. Ziegler und Fiskal v. Ziegler<sup>45</sup>. Man schien eins werden zu wollen; es handelte sich nur

---

<sup>44</sup> Zur Entstehungsgeschichte des Freien Platzes vgl. Frauenfelder, Siebzig Bilder aus dem alten Schaffhausen, S. 20 f.

<sup>45</sup> Johannes Surbeck von Hallau, Regierungsrat von 1836—1846. Bezirksgerichtspräsident von Ziegler siehe Anm. 6.

noch um einen s. v. Abtritt und Laden und Thüren, welche die Stadt an dem neuen Kaufhause zu fertigen übernehmen sollte. Da hob M. plötzlich ehe bevor ein Resultat erreicht war, die Sitzung auf und ließ die städtischen Deputirten verblüfft und überrascht zurück. Hierauf große Aufregung in der Stadt und einige Nächte später die Charivari<sup>46</sup>, die kein Ehrenmann entschuldigen wird, deren Entstehung aber in der allgemein herrschenden Erbitterung und dem leidenschaftlichen Verfahren M. einen natürlichen Grund hat. M. hat gefehlt, er hätte mit mehr Mäßigung und Umsicht dem Ausbruche vorbeugen können; seine scharfsinnigen Gegner haben seine Fehler zu ihrem Vortheile ausgebeutet, und sein Rücktritt ist beinahe eine *Nothwendigkeit* geworden. Unglücklicherweise hat er noch mehrere Injurienprocesse in Folge des ihm gebrachten Charivari eingeleitet, die er nicht durchführen kann. Gegen den Präsidenten v. Ziegler, der sich sehr tadelnswerth benommen und am Charivari mitgewirkt hat, hat er bereits einen Proceß wieder fallen lassen; auch gegen Joos, der aus der Ferne «beobachtete», wie er sich ausdrückt, ist nichts auszurichten. Uebrigens hat die Wahlsektion A die Entlassung Ms nicht angenommen und viele Stimmen in der Bürgerschaft bedauern den Rücktritt des vielfach verdienstvollen Mannes. Aber nach meinem Dafürhalten ist M. doch in der öffentlichen Meinung gestürzt, und seine Collegen Harder und Imthurn werden im Frühjahr wahrscheinlich auch fallen<sup>47</sup>. Das gedruckte Entlassungsbegehren Ms ist viel zu scharf und bitter und hat die Kluft zwischen ihm und seinen Gegnern nur noch erweitert. Im Schooße der Regierung selbst ist durch v. Waldkirch, den diesjährigen Tagsatzungsgesandten, eine nicht ungeschickte Opposition gegen M. vorbereitet, die, jetzt noch in Minorität, bald zur Majorität werden wird, und M. kann keine Opposition ertragen<sup>48</sup>. Ich lege Ihnen in der No. 252 u. 53 des hiesigen Tagblattes einige Aktenstücke (das Entlassungsbegehren und die Antwort der Wahlsektion A) bei; M. hat seitdem ausweichend geantwortet; ich hätte für seine Person gewünscht, er hätte entschieden die Wiederannahme abgelehnt. Mit nächstem Frühjahr ist *Integralernewerung* aller Behörden unseres Kantons; bis dahin kann sich manches ändern, die Gemüther werden sich beruhigen, es wird

<sup>46</sup> Die Charivari, d. h. der Volksauflauf vor Meyenburgs Wohnung, fand am 14. September statt.

<sup>47</sup> Harder und Im Thurn wurden bei den Erneuerungswahlen 1843 in ihren Aemtern bestätigt. 1844 trat Harder aus der Regierung aus, um das Präsidium des Appellationsgerichtes zu übernehmen.

<sup>48</sup> Ferdinand von Waldkirch (1798—1863), Bürgermeister 1844—1850.

sich dann am besten zeigen, ob M. für unsern Kanton noch eine Zukunft hat. Unstreitig war er bis jetzt unser einflußreichster Staatsmann, einnehmend, gefällig, gewandt, mit allen Zweigen der Verwaltung vertraut, fein bis zur Intrigue, aber immer wohlwollend, wenn ihn die Leidenschaft, wie in der letzten Zeit, nicht übermannte. Sein Privatleben ist leider befleckt, man wirft ihm Ausschweifungen in puncto und Spielsucht vor. Sonst gehörte er den Staatsmännern *von Gemüth* an, und der herzlose Advokantenterrorismus ist ihm verhaßt. Schade, daß ihn Mangel an Selbstbeherrschung jetzt um einen Theil seines politischen Rufes bringt, wie er ihn schon um einen großen Theil seines ansehnlichen Vermögens gebracht hat<sup>49</sup>.

Das ist, was ich Ihnen über den Stand der Dinge mitzutheilen habe zu Ihrer *Privataufklärung*, denn ich bin festentschlossen, keine Zeitungsartikel zu schreiben, meine hiesige Stellung macht mir Fernbleiben von allem Parteiwesen zur Pflicht; in meiner unbefangenen Stellung kann ich auch nach beiden Seiten hin viel wirksamer sein. Zum Glück ist der Boden, den ich in meinem Amte zu bebauen habe, nicht ungedeihlich; unsere *kirchlichen* Verhältnisse stehen jetzt wirklich *erfreulich*; Eintracht und Zufriedenheit ist in die Reihen der Geistlichen zurückgekehrt; Hurter ist verschollen; die Kirchen sind gefüllter als je zu Hurters Zeit, und die neue Eintheilung der Stadt in 3 Parochien erweist sich sehr wohlthätig auf die Sittenzucht und kirchliche Ordnung.

---

<sup>49</sup> Schenkels Darstellung ist keineswegs übertrieben. Meyenburg lebte über seine Verhältnisse und war gezwungen, zuerst seinen bedeutenden, zum Schloß Herblingen gehörenden Grundbesitz zu veräußern, dann das Schloß selbst und schließlich auch das Haus zur Freudenquelle in der Stadt; letzteres kaufte die Stadt und machte es zum Stadthaus. «Von allem soliden Besitzthum entblöst, bezog Meyenburg das Landgut Belair, das dem Herrn Rausch gehörte, und bewohnte dasselbe unentgeltlich mehrere Jahre, wie die fama sagte, auf Abrechnung einer Spielschuld, die vom Besitzer an Meyenburg verabreicht hätte werden sollen. Im Anfang der 40er Jahre verreiste Meyenburg auf Nimmerwiedersehen, weil seine Verhältnisse ganz zerrüttet waren. Im Wallis halfen ihm Freunde zur Instruktorstelle für Artillerie, die er als früherer Hauptmann ziemlich gut versehen haben soll. Sein intimer Freund, Bürgermeister Frei in Basel, unterhielt Meyenburg längere Zeit, bis es ihm glückte, eine Stelle für ihn bei der dortigen französischen Eisenbahnverwaltung zu erhalten, welche er bis zu seinem Ende im 76. Altersjahr bekleidete. Schaffhausen besuchte er nicht wieder. Seine Schuldner wurden von seinem Vetter Meyenburg-Rausch auf die schonendste Weise und mit großer Aufopferung befriedigt. (Manuskript Laffon.) Vgl. auch Lebenserinnerungen des Bürgermeisters Franz Anselm von Meyenburg-Rausch (1785—1859). Neujahrsbl. des Hist.-antiquar. Vereins und des Kunstvereins II, S. 13.

Sollten Sie meine Mittheilungen zu einem Artikel benutzen, so bitte ich Sie, kein Correspondenzzeichen zu setzen und die Verantwortlichkeit selbst zu übernehmen. Milde und Mäßigung werden hier sehr wohl thun; die Basl. Ztg. ist noch immer in hohem Credit, und sie kann wirksam sein, da sie von den Gebildeten viel gelesen wird (auf dem Stadtcasino). So schwarz, wie Baumgartner (!) uns mahlt, sind wir nicht, und auch nicht so erbärmlich<sup>50</sup>. Ordonnanzen und Charivari gehören überall zu den Möglichkeiten, und man muß ein Gemeinwesen darum nicht aufgeben, weil ein Paar Dutzend Schreier einen Charivari auszuführen im Stande sind, zumal wenn der Staat nur 5 Polizeisoldaten dagegen ins Feld stellen kann. Also: verlieren wir den Muth nicht! Unser Volk ist, wie Ihr Aufsatz sehr richtig bemerkt, gesund, und diese Krise wird wills Gott! auch wieder ihre Lösung finden, ohne daß das Schlimmste zu befürchten wäre.

Zum Schlusse danke ich Ihnen aufs herzlichste für Ihre freundlichen Wünsche für meinen künftigen Hausstand. Meine Braut vereinigt alles in sich, was mich glücklich machen kann: Herz, Bildung, Anmuth und einen frommen Sinn. Sie ist noch jung und schmiegt sich um so inniger an den Mann ihrer Liebe an. Meine Schwiegermutter ist eine ganz vortreffliche Frau, und die ganze, sehr weitläufige Familie (zu der auch Meyenburg-Stokar als Cousin meiner Schwiegermutter gehört) ist durch Ehrenhaftigkeit und mannigfaches Verdienst ausgezeichnet. Die Großväter meiner Braut sind die bekannten Schaffhausischen Staatsmänner: Pfister und Stockar<sup>51</sup>. Meine Braut läßt sich Ihnen sowohl als besonders auch Ihrer verehrten Frau Gemahlin empfehlen. Darf ich Sie bitten, meine schönsten Empfehlungen beizufügen? Entschuldigen Sie meine Eile; ich schrieb diese Zeilen gleich nach Empfang Ihres Briefes, aus einer 5stündigen Morgensitzung müde heimkommend, damit er mit rückgehender Post in Ihre Hände gelangt. Viele Grüße für Hörler, Neukirch und alle Bekannte. Mit ganz vorzüglicher Hochachtung und Freundschaft verbleibe ich

Ihr ganz ergebener D. Schenkel.  
Lüthpfr. am Münster.

<sup>50</sup> Gallus Jakob Baumgartner (1797—1869). Siehe Anm. 19.

<sup>51</sup> Balthasar Pfister (1757—1825), 1780 Rathsherr, 1800 Präsident der Verwaltungskammer, 1803 Bürgermeister, 1814—1822 wieder Zunftmeister und zum zweitenmal Bürgermeister. — David Christoph Stokar (1754—1814), 1793 Stadtschreiber, 1798 Präsident der Verwaltungskammer, 1803 Säckelmeister. Er war vermählt mit Maria Magdalena von Meyenburg.

Verehrtester Herr Rathherr!

Fast werden Sie mich für undankbar halten, daß, nachdem Sie mir einen so freundlichen Beweis Ihrer Theilnahme an meinem Hochzeitsfeste gegeben haben, ich so ganz stille darauf geblieben bin. Allein 14 Tage lang war ich mit meiner lieben Frau in St. Gallen und die darauffolgenden 16 Tage wanden sich durch eine solche Menge Besuche, Gegenbesuche, aufgeschobene Arbeiten u. s. w. hindurch, daß an Briefeschreiben beinahe nicht zu denken war. Jetzt ist es wieder ruhiger um mich, ich freue mich mit meinem Weibchen des häuslichen Glückes und erfahre täglich, daß man die Stürme, die von Außen kommen, leichter trägt, wenn von Innen die Liebe alles wieder gut macht. Auch für meine Erholung sorgt meine Frau vortrefflich; sie mahlt, spielt Klavier und unterrichtet mich in der Naturkunde, für die sie ganz eingenommen ist und worin sie unendlich mehr versteht als ich. Unser Freund Schönbein würde erstaunen, wie in dieser Seele die consequenteste Orthodoxie mit der entschiedensten Forscherbegierde gepaart ist<sup>52</sup>.

Sie müssen es einem jungen Ehemanne zu Gute halten, wenn er Sie zuerst von seiner Frau unterhält. Es ist dies wenigstens ein tröstlicheres Thema als die Politik, die in Genf sich eine neue Ehrenkrone geholt hat<sup>53</sup>. Ich gestehe, daß ich wenig Hoffnung mehr auf bessere Zustände habe. Es zeigt sich immer mehr, daß die Presse unsere öffentlichen Zustände verwirrt, und wenn ich auch die Luzerner Intoleranz nicht loben will, so will mir doch scheinen, daß wir in einem Stadium der Preßlicenz angelangt sind, welches uns nöthigend auf Repressivmaßregeln zurückdrängen wird. Durch die zügellosen Blätter wird das Regieren zur Unmöglichkeit, und wo regiert werden soll, muß dies doch auch möglich gemacht werden. Das Traurigste ist, daß die Presse in den Händen von politischen Quacksalbern oder blasirten Aufklärungen ist, die gar keine Reputation, geschweige Charakter haben. Eine ehrenvolle Ausnahme, nebst der

---

<sup>52</sup> Carl Friedrich Schönbein (1799—1868), Prof. für Naturwissenschaften an der Universität Basel.

<sup>53</sup> Die neue Genfer Verfassung vom 7. Juni 1842 entsprach den liberal-demokratischen Forderungen; aber die Mehrheit des Großen Rates war konservativ geblieben; gegen deren Regiment brachen im Februar 1843 Unruhen aus.

Baslerzeitung, macht die Schweizerzeitung<sup>54</sup>, die ich mit vielem Vergnügen lese, wenn auch einiges Hinneigen zu römischen Tendenzen nicht zu verkennen ist. In St. Gallen erfuhr ich, daß Baumgartner bei der ersten Erledigung wieder in den Regierungsrath treten könne, wenn er *wolle*. Daß der erbärmliche Scherb für seine Beschimpfungen gegen die Regierung gezüchtigt worden, ist gut; dieser Mensch kann nur *so* zu Paaren getrieben werden; er ist dergestalt schlecht und gemein, daß nur *Strafe* ihn im Zaume halten kann. Sie sehen übrigens, daß es ganz so ist, wie ich Ihnen sagte; diese Leute haben es auf den Umsturz des Bestehenden abgesehen, und sie machen einen Aufstand, sobald sie sich stark genug dazu meinen. Besonders würden diese Elenden die wissenschaftlichen und gebildeten Elemente der Regierung gern entfernt wissen; sie fürchten den Ernst und die Gründlichkeit; ein O... und M... sind Regenten für solche Leute. *Kraft* und *Energie* sind nothwendige Eigenschaften einer Regierung in unserer Zeit; die ruhigen Bürger machen immer die Mehrzahl aus und freuen sich, wenn die Regierung durchgreift. Revolutionen werden, so zu sagen, immer durch Minderheiten ausgeführt.

Hier sehen wir auch einem aufgeregten Frühjahre entgegen, da die Integralerneuerung aller Behörden auf denselben bevorsteht. Mir ist am meisten für die Schule bange, die man radicalisiren will. Eine Partei möchte durchaus Bezirksschulen einrichten, und unsere gelehrte Schule, das Gymnasium, das eine Kantonalanstalt ist, dadurch stürzen. Jetzt ist der Schulrath ziemlich günstig componirt; es fragt sich, ob mehr radikale Elemente hineinkommen werden<sup>55</sup>. Eine fernere Streitfrage, die viel Staub aufwirft, ist die Einführung der freien Verbeiständung, d. h. der Advokatur. Bis dahin haben wir einen sehr einfachen, summarischen Prozeßgang gehabt; unsere jungen Juristen wollen den formellen Rechtsgang *erzwingen* und sich die Taschen füllen. Eine Großrathskommission soll über die Zweckmäßigkeit einberichten, von Grieshaber präsidirt; das Volk ist dagegen und es wird zu Petitionen kommen, wenn die Juristen

---

<sup>54</sup> Die «Schweizer-Zeitung» war die erste täglich erscheinende Zeitung der Schweiz; zwei Jahrgänge, 1842 und 1843. Einziger Redaktor war Gallus Jakob Baumgartner, siehe Anm. 50.

<sup>55</sup> Die Lösung der hier angedeuteten Schulfrage brachte das Schulgesetz vom Jahre 1851 mit der Gründung der Realschulen, die als Unterbau des Gymnasiums anerkannt wurden und keineswegs zu dessen «Sturze» führten. Schib, Kantonsschule, op. cit., S. 19.

nicht nachgeben. Ein Skandal macht ebenfalls viel Gerede. Seit einigen Jahren bestand hier, so zu sagen, ein offenes Hurenhaus. Die Geistlichkeit beschwerte sich hierüber bei der Regierung und setzte endlich, da nichts half, eine Commission nieder, welche alle Aerzte bei Pflicht und Gewissen über das Vorhandensein dieses Hauses und die von ihm ausgehenden Folgen befragte. Die Commission, deren Präsident ich war, erfuhr nur zu viel und verlangte von der Regierung strenges Verfahren. Das Haus wurde aufgehoben, aber zu gleicher Zeit ein Proceß eingeleitet<sup>56</sup>. Jetzt soll die Geistlichkeit verhört werden, und auf heut Nachmittag bin ich vor das Verhöramt geladen, in dem aller Wahrscheinlichkeit nach Besucher dieses Hauses sitzen. Die Geistlichkeit wird aber gerichtlich nichts deponiren, sondern sich nur an die der Regierung gemachten Mittheilungen halten. Fast alle unsere jungen Juristen sind leider! von mehr oder minder zweideutigem Rufe (doch dies in die Ohren).

Es würde mich sehr freuen, Sie bald einmal bei mir zu sehen. Auch meine liebe Frau würde sich durch Ihre nähere Bekanntschaft sehr beehrt fühlen. Wollen Sie etwa warten, bis die Eisenbahn an den Rheinfall geht? Herzliche Grüße an die Frau Rathsherr und alle Bekannte, von meiner Frau die schönsten Empfehlungen unbekannterweise.

Ihr ganz ergebener Daniel Schenkel.

### Brief 13

[Schaffhausen, 12. VII. 1843.]

Verehrtester Herr Rathsherr!

Nur in Eile, aus Dorellis Concert kommend, schicke ich Ihnen noch eine Einsendung meines Freundes für die Basler Zeitung. Zu regelmäßigen Beiträgen will er sich zwar nicht *verpflichten*, aber, wo immer möglich, von Zeit zu Zeit sich mit etwas einfinden. Er wird künftig direkt zusenden. Jedenfalls haben Sie an ihm einen tüchtigen, wohlmeinenden und wahrheitsliebenden Correspondenten<sup>57</sup>.

---

<sup>56</sup> Es handelte sich um die Wirtschaft zum «Mohregütli». Vgl. H. W. Harder, Tagebuch VII, S. 91.

<sup>57</sup> Die Korrespondenz aus Schaffhausen erschien in der «B. Z.» vom 15. Juli 1843. Der Verfasser berichtet über den Sieg der radikalen Partei, der «Partei des Fortschritts, wie sie sich nennt», und kommt abschließend zur Feststellung: «Unser Canton wird nie ein radikaler Kanton werden . . .»

Ihr Brief war mir äußerst werth und interessant. Ich werde nächstens umständlich antworten. Ich hätte Ihnen viel zu sagen; meine Stellung zu den Partheien ist hier eigenthümlich. Wider meinen Willen werde ich in's Politische hineingezogen, das ich übrigens auf der Kanzel *gänzlich vermeide*. Letzten Sonntag bin ich auch noch in den großen Stadtrath gewählt worden, obschon ich absichtlich die Zunft nicht besuchte, um aus den Augen aus dem Sinn zu kommen. Es ist scheinbar mein Beruf, nicht nur der Kirche, sondern auch dem Staate zu leben, doch wird die erstere immer mein *Herz*, der letztere nur meinen *Kopf* besitzen.

Die herzlichsten Grüße von Ihrem ganz ergebenen

D. Schenkel.

#### Brief 14

[Schaffhausen, 25. VII. 1847.]

Verehrte Frau!

Da Ihr Gemahl abwesend ist und ich doch nicht so theilnahmslos erscheinen wollte, als ob ich an den betrübenden Vorfällen, die ihn betrafen, keinen Antheil genommen hätte: so nehme ich mir die Freiheit, Ihnen wenigstens mit einigen Worten *den tiefen Schmerz* und *den bitteren Unmuth* auszudrücken, die das schändliche Benehmen einer terroristischen Rotte gegen denselben in meiner Seele hervorrief<sup>58</sup>. Ich gestehe, daß ich den moralischen Zustand Basels nicht in *dem* Grade für gesunken gehalten hätte, daß ich mir nie vorgestellt hätte, eine vielleicht unkluge, aber im Grund gar nicht unwahre Aeüßerung könnte zu einer so niederträchtigen Demonstration, zu so verwerflichen Drohungen Veranlassung geben. Ich kann mir recht wohl denken, was Sie während dieser Schreckensmomente, und besonders in dem Augenblicke ausgestanden haben, als unser verehrte Freund, vom Gefühl überwältigt, eine Erklärung unterzeichnen wollte, die darauf berechnet war, ihn politisch für immer zu vernichten. Verehrte Frau! Sie haben sich durch Ihre Geistesgegenwart und Ihren Muth den Dank aller Freunde Ihres

---

<sup>58</sup> Heusler hatte sich schon früher gegenüber den eidgenössischen Schützenfesten kritisch geäußert und sie als radikale Parteiveranstaltungen bezeichnet. In einem Artikel der «B. Z.» vom 15. Juli 1847 nannte er die eidgenössische Schützenfahne einen Fetzen und provozierte damit beinahe einen Volksaufstand. Vgl. Eduard His, Basler Staatsmänner des 19. Jahrhunderts, S. 129 f.

Gatten verdient; den (!) das Schlimmste, was hätte geschehen können, wäre die Unterzeichnung jener perfiden Erklärung gewesen. Alles Uebrige ist reines Kinderspiel. Unser Freund hat die ächte Ehre der Schweiz bis dahin in seinen trefflichen Aufsätzen gegenüber mancher Ehrlosigkeit der Radikalen vertheidigt; und seine muthige, geschickte, geistvolle Feder möchten sie gerne todschlagen. Sie wollen — diese freisinnigen Herren — keinen Widerspruch mehr; keine freie Meinungsäußerung, kein männliches Wort; ein jeder soll an ihrem Revolutionswagen ziehen und unter das Joch ihrer Meinungen sich beugen — oder er ist verfehmt. Wenn Ihr Gemahl einen Vorwurf verdiente, so wäre es *der*, mit zu weichem und zartem Gemüthe diese Menschen zu behandeln; man muß denselben eine Brust von Erz entgegenwerfen.

Hoffentlich wird ihn doch diese schmerzliche Erfahrung nicht entmuthigen, auf dem so trefflich von ihm gebahnten Wege weiter zu gehen. *Er* ist unter den Basler Conservativen die einzige *Kraft*, die auf die Dauer den Gegnern gewachsen ist; das wissen sie wohl, und darum möchten sie diese Kraft vernichten. Um so größer ist die Pflicht, auszuharren und solchen Unbilden eine entschiedene Gesinnung entgegenzusetzen. Es giebt noch Viele im Vaterland, die einen warmen Antheil an einem so wackern Kämpfer nehmen.

Wäre Ihr Gemahl nicht abwesend, so hätte ich diese Ueberzeugungen gegen ihn selbst ausgesprochen; Sie werden, verehrte Frau, mir verzeihen, daß ich sie nicht länger in mich zurückdrängte, sondern vorläufig gegen Sie auszudrücken mir erlaubte. Sie können gewiß viel dazu beitragen, daß unser Freund sich durch Hindernisse nicht abschrecken läßt und der erkünstelten Vaterlandsliebe angeblicher Patrioten die ächte eines biedern, treuen Schweizers entgegenstellt.

Entschuldigen Sie also nochmals meine Freiheit, empfehlen Sie mich bestens Ihrem von mir immer gleich hochgeschätzten Gatten, und genehmigen Sie den Ausdruck meiner Hochachtung und Verehrung, womit ich geharre (!)

Ihr ganz ergebener Dr. Schenkel.

Verehrtester Freund!

Ihren 1. Brief fand ich gestern von einem kleinen Landaufenthalte nach Hause zurückkehrend vor. Er war mir nicht nur als ein Freundschaftszeichen, sondern besonders auch darum werth, weil er mir die schreckliche Situation, in der Sie schwebten, viel deutlicher als alles Bisherige machte. So weit ist es also in Basel gekommen, daß ein mißbeliebiges Wort des Gegners zu den rohesten Demonstrationen mißbraucht werden kann, ohne daß eine politische oder moralische Gewalt es wagte, dem Unwesen Einhalt zu thun. Denn — aufrichtig gesagt — die Proclamation der Regierung hat einen sehr schwachen Eindruck auf mich hervorgebracht, und diese scheint mir auch so lauwarm zusammengesetzt, daß ich mir die Möglichkeit einer energischen Aeußerung von dieser Seite nicht vorstellen kann. Ich begreife es demnach auch, wenn Ihnen der Muth manchmal sinkt und wenn es Sie Opfer kostet, die Feder noch länger im Dienste Ihrer Ueberzeugung zu führen. Noch mehr — ich denke mir, es wird an Solchen nicht fehlen, die es Ihnen abrathen, noch länger auf einem so undankbaren Felde zu arbeiten, und die Ihnen sagen werden, es sei für Ihre Gemüthsruhe und Ihr persönliches Wohlergehen besser gesorgt, wenn Sie ganz vom Kampfplatze abtreten.

Es ist fast unbescheiden, wenn ich meine hiesige Stellung mit der Ihrigen in Basel in Vergleich bringe, und doch ist in só fern einige Aehnlichkeit vorhanden, als mir meine politische Thätigkeit neben meiner kirchlichen vielfach verübelt wird und ich in meinem persönlichen Interesse handeln würde, wenn ich mich von der Politik ganz zurückzöge. Und doch habe ichs bis dahin *nicht* gethan und habe mich aufs neue in den großen Rath wählen lassen, weil ich der Meinung bin: man muß auf seinem Posten ausharren bis ans Ende. Herzlich hat es mich gefreut, aus Ihrem Briefe einen ähnlichen Entschluß entnehmen zu können. Sie könnten Ihren Gegnern keinen größeren Gefallen thun, als wenn Sie zurückträten. Das wollen sie; sie sind entschlossen, die Presse um jeden Preis ganz in ihre Gewalt zu bekommen und ihre Freiheit zu unterdrücken. Das wollten sie schon, nur viel ohnmächtiger damals, als ich die Basl. Ztung schrieb. Sie verläumdeten meinen persönlichen Charakter in allen Schweizerblättern, um mich dadurch müde zu machen und zum

Rücktritte zu bewegen. *Terrorismus* ist das innerste Getriebe dieser Freisinnigen, und je mehr ich das durchschaue, desto mehr empört mich dieses Treiben. Aerger aber als in Basel treiben es die Radikalen nirgends. Aus Mangel an Geist rekurriren sie einfach auf ihre Fäuste. Gegen solche Demoralisation hilft nur *schweres Unglück*, das die Guten (*boni et ignavi*) treffen muß, damit sie aus ihrer Faulheit erwachen. Ich denke oft mit Schrecken an die zukünftigen Schicksale dieses Basels!

Ich habe mir dieser Tage auch erlaubt, mich auszusprechen. Es war eine innere Nöthigung dazu da. Ich hätte Ihnen das Schriftchen geschickt, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß es bereits in Ihren Händen sein wird<sup>59</sup>. Vielleicht finden Sie es nicht ganz unpassend, einige Worte darüber in der Basl. Ztung zu sagen. Wäre der Vorgang mit Ihnen in einen früheren Zeitabschnitt gefallen, so hätte ich jedenfalls auf denselben Rücksicht genommen; denn so zeichnet sich der Radikalismus mit seinen Despotengelüsten am besten. —

Noch muß ich mich beinahe entschuldigen, daß ich mir erlaubt habe, Ihre Gemahlin mit einem Schreiben zu belästigen. Allein mein Herz war so gedrängt voll, daß ich nicht bis zu Ihrer Rückkehr hätte abwarten können. Verzeihen Sie, wenn meine Ausdrücke zu warm waren, wenn ich mich in meinen Gefühlen zu sehr gehen ließ.

Jedenfalls bleiben Sie dessen versichert, daß ich mit inniger Theilnahme allen Ereignissen, welche Sie betreffen, folgen werde. Möge Gott Ihnen Kraft geben, mit edelm Gleichmuth die Verfolgungen Ihrer politischen Gegner zu tragen und im Kampf unerschütterter auszuharren.

Empfehlen Sie mich gütigst Ihrer verehrten Frau Gemahlin und behalten Sie mich in freundlichem Andenken. Meine Frau empfiehlt sich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin bestens.

Ihr ganz ergebener Dr. Schenkel.

---

<sup>59</sup> Daniel Schenkel, *Ob Krieg oder Frieden? Zwölf Briefe über die politische Lage der Schweiz im Sommer 1847, und: Noch ein Wort über die Pacification der Schweiz. Zwei Briefe als Nachtrag zu den zwölf Briefen.* Zürich 1847. Vgl. dazu: Ernst Staehelin, *Die Stimmen der schweizerischen Kirchen zum Sonderbundskrieg und zur Gründung des schweiz. Bundesstaates.* Zch. 1948. S. 20 ff. und S. 141 ff.

Verehrter Herr und Freund!

Bei Ihren bekannten freundschaftlichen Gesinnungen gegen mich darf ich Sie wohl um einen Freundschaftsdienst ansprechen. Anliegendes Schreiben an den Preußischen Gesandten, Herr von Sydow, wage ich nicht direkt mit der Post über Aarau zu senden, und obwohl sein Inhalt ein sehr unschuldiger ist, so wäre mir doch ein Erbrechen desselben sehr unlieb<sup>60</sup>. Ueber Basel ist ohne Zweifel die Gefahr weniger groß, und wenn Sie daher die Güte hätten, für die weitere Spedition des Schreibens besorgt sein zu wollen, so würden Sie mich sehr verpflichten. In solchen Zeiten muß man zuweilen sich solche Freundschaftsdienste ausbitten, und ich bin von Herzen zu jedem möglichen Gegendienste erbötig.

Diese Zeit her habe ich viel mit Ihnen und Ihrem Basel gelebt. Meine Hoffnung, Basel werde seine Ehre retten und fest stehen, ist nicht in Erfüllung gegangen; dagegen haben alle *die* Männer, welche sich durch äußere Rücksichten nicht haben leiten und durch Drohungen nicht einschüchtern lassen, meine volle Achtung sich erworben, während es mich tief geschmerzt hat, eine Spaltung im eigenen Lager der Conservativen wahrnehmen zu müssen<sup>61</sup>.

Was Gott mit unserm Vaterlande vorhat, zu ergründen, ist menschlichem Scharfsinne nicht möglich. Ein fast unbedingter Sieg des Radikalismus scheint seit dem schimpflichen Untergange Freiburgs fast gewiß, und es giebt nur noch eine Hoffnung, daß der Radikalismus an sich selbst, d. h. an seinen Uebertreibungen, seinen gefährlichsten Feind finden werde<sup>62</sup>.

Daß Sie immer noch mit Kraft und Ernst von Zeit zu Zeit Ihre Stimme in der Basler-Zeitung erheben, während alle andern conservativen Blätter verstummt sind, freut mich herzlich und ist mir eine Bürgschaft, daß Basel immer noch einen Kern hat, der seiner Zeit die gleißnerische Schale des Radikalismus wieder sprengen wird. Aus dem heutigen Inserate der Basler Zeitung sehe ich zwar, daß

<sup>60</sup> Rudolf von Sydow (1805—1872), preußischer Gesandter bei der Schweizerischen Eidgenossenschaft.

<sup>61</sup> Am 6. November hatte der Basler Große Rat nach heftiger Diskussion mit Mehrheit beschlossen, die Basler Truppen der Tagsatzung zur Verfügung zu stellen.

<sup>62</sup> Freiburg wurde am 14. November von den Truppen General Dufours kampflos besetzt.

anonyme Bosheit Sie verfolgt; je muthiger und entschlossener aber man *solchen* Feinden entgegentritt, desto weniger haben sie zu bedeuten. Auch mir wird hier aufgelauret, und man ergriffe gern jeden Vorwand, mir ein Leides anzuthun; allein ich gebe mich in Gottes Hand und stütze mich auf ein gutes Recht und ein gutes Gewissen.

Wenn Sie von Zeit zu Zeit mich mit einem Lebenszeichen erfreuen: so werde ich Ihnen sehr dankbar sein. Es war, meinem Dafürhalten nach, ein großer Fehler, daß die Conservativen in der Schweiz nicht genug zusammenhielten, was freilich mit den Führern der katholischen Schweiz nicht möglich war, solange es sich um Jesuiten handelte. Ihre Entfernung aus der Schweiz und die Entfernung der confessionellen Fragen aus den Tagsatzungstraktanden wird den Zusammenhang zwischen katholischen und reformirten Conservativen *möglich* machen, und das wird auch ein Gewinn des furchtbaren Unglücks sein, das jetzt über die Schweiz hereinbricht.

Meine besten Wünsche für Sie und Ihre werthe Familie begleiten diese Zeilen. Besonders bitte ich Sie, mich Ihrer Frau Gemahlin recht angelegentlich zu empfehlen. Mit dem Ausdrücke aufrichtigster Hochachtung und Freundschaft

Ihr ganz ergebener Dr. Schenkel.

## Brief 17

[Schaffhausen, 21. X. 1849.]

Hochverehrter Herr und Freund!

Die vorläufigen vertraulichen Eröffnungen, welche unser verehrte Hagenbach vor einiger Zeit über die Wiederbesetzung der durch des unersetzlichen Prof. de Wettes Tod<sup>63</sup> erledigten theol. Lehrstelle gegen mich gemacht, hatten mich bereits in etwelche Unruhe und Spannung versetzt; die von Ihnen im Auftrage Ihres h. Erziehungskollegiums nunmehr an mich gestellte Anfrage macht es mir, ich fühle es wohl, zur Pflicht, mich offen und freimüthig über den wichtigen Gegenstand auszusprechen. Es wird mir das um so leichter werden, als Sie mir durch Ihren so freundschaftlichen und wohlthuenden Brief dazu Muth gemacht haben.

Vor Allem erkenne ich in der an mich gerichteten Anfrage ein schönes und ehrenvolles Zutrauen, das ich in vollem Maße zu schätzen weiß. Es liegt für mich sogar etwas Beschämendes darin,

---

<sup>63</sup> Hagenbach, siehe Anm. 44. — Wilh. Martin Leberecht de Wette (1780—1849), der Reorganisator der Basler theologischen Fakultät.

mich zum Nachfolger de Wettes designirt zu wissen ; denn ich fühle nur allzusehr, wie wenig ich mich in Absicht auf Gelehrsamkeit, Verstandesschärfe und Geistesreife mit dem Verewigten messen kann. Auch die kleinen Verhältnisse würden mich nicht gerade abschrecken. Es sind so viele Bande der Jugenderinnerung und Freundschaft, die mich mit Basel verknüpfen, ich habe so glückliche Jahre in dieser Stadt zugebracht, ich bin der Hochschule und einem großen Theile ihrer Lehrer persönlich so viel Dank schuldig, es liegt mir so viel daran, daß sie erhalten bleibe — daß nach meinem geringen Theile etwas zu ihrem Gedeihen beizutragen, in den Jahren reifer Manneskraft an ihr zu wirken, für mich etwas sehr Anziehendes und Erfreuliches hätte. Selbst auf die Gefahr, hier einen größeren, nicht ungesegneten Wirkungskreis zu verlassen, meine Vaterstadt zu verletzen, meinen Verwandten wehezutun, könnte ich dennoch einem an mich ergehenden Rufe folgen, besonders wenn ich bedenke, daß eine akademische Wirksamkeit das Ideal meiner Jugend war, und daß ich nur in Folge außerordentlicher Ereignisse veranlaßt werden konnte, diesem Jugendideale untreu zu werden. Ich könnte das ruhig und gelassen, wenn ich nicht Familienvater wäre. Dieser Umstand ist es, der mich bedenklich macht, und Sie werden es mir nicht verargen, wenn ich mir erlaube, Ihnen meine Bedenken zu eröffnen.

So gern ich annehme, daß Ihre Hochschule bei angestrengtem Eifer und besonders in dem Falle, wenn eine eidgenössische (!) nicht zu Stande kommt, erhalten werden kann : so erfordert es doch meine Pflicht gegen die Meinigen, daß ich in meiner gegenwärtig ganz gesicherten Stellung, die noch besser zu werden verspricht, frage : welche Garantien hätte ich im Falle der Aufhebung Ihrer Hochschule für meine äußere Existenz<sup>64</sup> ?

Sodann ist mein gegenwärtiges Einkommen zwar nicht gerade groß, aber ausreichend, und besonders das daran vorzüglich, daß es freie Wohnung, Garten, Feurung und die unentbehrlichsten Lebensmittel zu geringen Anschlagspreisen gewährt. Außerdem sind die zu-

---

<sup>64</sup> Die Universität Basel befand sich seit der Kantonstrennung (1833) in einer schweren Krise. 1835 wurde die Beibehaltung der Universität beschlossen, aber noch 1850 beantragte ein Vertreter der Radikalen im Großen Rat die Aufhebung der Universität. W. Vischer, Die Basler Universität seit ihrer Gründung, S. 71 ff. (89. Neujahrsblatt 1911.) Paul Burckhardt, Die Geschichte der Stadt Basel von der Trennung des Kantons bis zur neuen Bundesverfassung, S. 52 ff. (90. Neujahrsblatt 1912.)

fälligen Einnahmen, die ich auch noch als Vizepräs. des kantonalen Schulrathes und Ephorus des Colleg. Humanitatis und Gymnasiums beziehe, nicht unbedeutend. Endlich ist es hier wohlfeiler zu leben als in Basel. Diese Rücksichten würden, wie schon gesagt, ganz zurücktreten, wenn ich nicht Pflichten gegen meine Familie hätte, die ich so lange, als meine Frau ihr Erbtheil noch nicht bezogen hat, ohne weitere Nachhülfe auf anständigem Fuße erhalten muß. Ich bin es Ihnen schuldig, hierüber offen zu sein, nicht um pretentiöse Forderungen zu stellen, sondern um einleuchtend zu machen, wie *gegen meinen Willen* an äußern Umständen meine Berufung scheitern könnte. Ist es möglich, mich in Basel so zu stellen, daß ich *wenigstens* eben so anständig als hier leben kann, so ist eine wesentliche Schwierigkeit gehoben.

Endlich muß ich noch auf einen Punkt aufmerksam machen, der mir *für den Augenblick* eine entscheidende Antwort jedenfalls unmöglich macht. Seit dem Monat März dieses Jahres — was ich Ihnen übrigens nur im Vertrauen mittheile — bin ich mit der Universität Halle wegen Uebernahme einer ordentl. Professur der Dogmatik und prakt. Theol. in Unterhandlung. Alles schien in Ordnung, das Ministerium einverstanden, als sich die Sache unerwarteter Weise wieder verwickelte. Zur Stunde ist noch nichts entschieden, mir ist aber die Lust trotz der äußern fast glänzenden Stellung ziemlich vergangen, und besonders meine Frau wünscht sehr in der Schweiz zu bleiben. Ich habe gestern nach Halle geschrieben und erwarte bis in spätestens 14—18 Tagen Antwort. Wenn mir eine gesicherte äußere Stellung in Basel möglich wird, so zieht mich mein *Herz* mehr nach Basel; Zahl der Studenten, Einfluß, Einkommen, Glanz würden freilich für Halle in die Wagschale sinken<sup>65</sup>.

Für einmal habe ich Ihnen, hochverehrter Herr und Freund, die Sachlage ganz offen dargelegt. Sie sehen daraus, daß ich unter Umständen nicht abgeneigt wäre, einem so ehrenvollen Rufe Ihrer hohen Erziehungsbehörde zu folgen, aber daß ich vorläufig noch gewisse Zusicherungen haben und von Halle Antwort abwarten muß, ehe ich einen entscheidenden Entschluß fassen kann. Sie werden mich hierin gewiß ganz begreifen und die Beweggründe, aus denen ich handle, nicht verkennen. Die Freundschaftsgesinnungen, die Sie auf eine so wohlthuende Weise in Ihrem Schreiben gegen mich an

---

<sup>65</sup> Die theologische Fakultät der Universität Halle a. d. S. war eine der bedeutendsten Deutschlands.

den Tag legen, verdienen meinen aufrichtigen Dank. Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, wie sehr ich mich auf eine Erneuerung unserer Freundschaftsverhältnisse in persönlichem Umgange freuen würde und wie angenehm in meiner Erinnerung immer noch die Stunden sind, die ich früher in Ihrer Nähe verlebt habe.

Genehmigen Sie, hochverehrter Herr und Freund, nochmals die Versicherung meiner freundschaftlichen Hochachtung und aufrichtigen Verehrung.

Ihr ganz ergebener Dr. Schenkel.

### Brief 18

[Schaffhausen, 5. XI. 1849.]

Verehrtester Herr und Freund!

Indem ich zuvörderst meinen verbindlichen Dank für Ihre gütigen Eröffnungen ausdrücke, erlaube ich mir zugleich, Ihnen den Stand unserer Angelegenheit näher darzulegen.

Von Halle ist nun Bericht gekommen. Diesem zufolge wird die Entscheidung erst im Monat Januar vor sich gehen, da bis dahin noch eine Vorfrage zu erledigen ist, hinsichtlich welcher die Fakultät mit dem Ministerium im Streite ist. Die Fakultät bedauert, wie sie mir schreibt, «herzlich und tief», das Ministerium nicht zu rascherem Handeln zu vermögen, will mich aber, wenn unterdessen ein anderer Ruf an mich ergeht, moralisch nicht an das ihr (freilich nur bedingungsweise) gegebene Wort binden. Von dieser Seite also lade ich wenigstens nicht mehr den Vorwurf der Wortbrüchigkeit auf mich, wenn ich für Basel entscheide.

Nun aber verzeihen Sie, verehrtester Herr und Freund, wenn ich Ihnen sage, daß meine Bedenken doch noch nicht völlig gelöst sind. Das von der löbl. Curatel in Vorschlag gebrachte Honorar finde ich im Verhältnisse zu den Kräften der Universität so angemessen, daß es Unbescheidenheit wäre, höhere Forderungen zu stellen. Selbst der Umstand, daß ich hier bei wohlfeilerer Lebensweise (die Wohnung eingerechnet) fast gleich zu stehen komme, dürfte mich nicht abhalten, einem so ehrenvollen Rufe Folge zu leisten.

Bedenklicher dagegen stimmt mich der etwas prekäre Zustand der Hochschule. Ich hoffe zwar zu Gott, daß es den Anstrengungen so vieler edler geistiger Kräfte gelingen werde, die ununterbrochen fortgesetzten Anläufe gegen die Anstalt so lange zurückzuschlagen, als die eidgenössische Hochschule, in Beziehung auf die ich Ihre

Ansicht theile, ein bloßes Projekt bleibt<sup>66</sup>. Aber wenn diese Hoffnung täuschen sollte? Wenn außerdem bei Besetzung der Lehrstellen an der eidgenössischen Hochschule, falls sie zu Stande käme, mehr nach der Parteifarbe als nach der Tüchtigkeit gefragt würde? Im Besitze einer sichern Stellung, eines schönen, umfassenden Wirkungskreises prüft man sich natürlich zweimal, ehe man einen unsicheren, bedrohten vorzieht. Ohne Familie würde ich zwar, wie ich Ihnen bereits gestanden, mich nicht besinnen; ich würde dem Zuge meines Herzens, meiner innern Bestimmung folgen. Aber der Gedanke an Weib und Kind, deren Schicksal an das meine geknüpft ist und das ich zu verantworten habe, liegt mir schwer auf dem Herzen. Auch meine treffliche, vielerfahrene Schwiegermutter, die Basel übrigens Halle, trotz der hier sich darbietenden, glänzenden äußern Lage, um Vieles vorzieht, sieht jenen Umstand bedenklich an und ist sehr besorgt<sup>67</sup>. Was sich jedoch von Ihrer Seite aus zu meiner Sicherstellung und Beruhigung thun läßt, kann ich natürlich nicht beurtheilen. Ob es angienge, im Anstellungsdekrete für den Fall einer Aufhebung meiner Lehrstelle mir auf so lange, als keine andere angemessene Anstellung erfolgte, eine bestimmte Entschädigung (etwa 2 Drittheile des Jahreseinkommens) zuzusichern — das weiß ich nicht. Daß es mir aber *sehr schwer* fallen muß, ohne alle und jede bestimmte Zusicherung eine sichere Stellung zu verlassen, um eine gefährdete anzutreten, das, verehrtester Herr und Freund, wissen Sie gewiß völlig zu würdigen, und gerade die Ueberzeugung, daß Sie als Familienvater mich hierin ganz verstehen, giebt mir den Muth, über diesen Punkt mich so offen auszusprechen.

Das darf ich Ihnen nochmals mit Aufrichtigkeit wiederholen: es wäre mir eine herzliche Freude, an Ihrer Hochschule im Vereine mit so vielen würdigen Männern zu arbeiten, und wenn ich auch gar keine Ursache habe, mich meines Patriotismus zu rühmen, so gestehe ich doch gern, daß das dreimal größere Honorar, das in Halle meiner wartete, mir nicht in Betracht kommt gegen die Aussicht, im Vaterlande zu bleiben und in Mitte einer Stadt und der akade-

---

<sup>66</sup> Art. 22 der Bundesverfassung von 1848 gaben dem Bunde die Befugnis, eine eidgenössische Universität und eine polytechnische Schule zu errichten. Ueber die Versuche zur Gründung einer eidgenössischen Universität vgl. Hans Schneider, Geschichte des schweizerischen Bundesstaates, S. 208 ff., und die daselbst angeführte Literatur.

<sup>67</sup> Maria Magdalena von Waldkirch geb. Stokar (1787—1852), eine Tochter von David Stokar (siehe Anm. 51).

mischen Jugend zu wirken, der ich so viel Schönes und Gutes verdanke.

Verzeihen Sie, verehrter Herr und Freund, meine freimüthigen Gegenbemerkungen, und erhalten Sie mir Ihre mir so theure Achtung und Freundschaft.

Ihr ergebenster D. Schenkel.

## Brief 19

[Schaffhausen, 11. XI. 1849.]

Verehrtester Herr und Freund!

Ihre gütigen Eröffnungen über den vorzüglich bedenkenregenden Punkt der Garantie haben mich in dieser Beziehung vollständig beruhigt und ich theile ganz Ihre Ansicht, daß wenn die akademische Gesellschaft eine solche Garantie übernimmt, dieselbe einer Staatsgarantie noch eher vorzuziehen ist.

Merkwürdig! Als die Todesbotschaft mir die Nachricht von de Wettes Hintritte brachte, fühlte ich nur das Schmerzliche eines unersetzlichen Verlustes, an mich dachte ich nicht. Ich war damals mit Reisegedanken noch halb beschäftigt. Als später Dr. Schneider mittheilte, daß von mir die Rede sei, nahm ich die Sache fast im Scherze und glaubte keinen Augenblick, daß ich mich für Basel entscheiden könnte. Nun bin ich wider ursprünglichen Willen und ohne alle wirkliche Absicht bis auf den Punkt getrieben worden, wo ich mich entscheiden muß. Sollte ich darin, daß nicht unbedeutende Schwierigkeiten sich so rasch geebnet haben, nicht einen Finger Gottes erkennen?

Zwar habe ich das Schmerzlichste noch nicht überstanden. Hier sind erst dunkle Gerüchte über an mich ergangene Anfragen verbreitet; jetzt, wenn die Sache zur Entscheidung kommt, wird mein Schritt der öffentlichen Beurtheilung anheimfallen. Meine Gemeinde wird es vielleicht nicht begreifen, wenn ich gehe; man wird vielleicht Schritte thun wollen, um mich zu halten. Das muß noch überstanden werden, und ich fühle wohl, wie manches Band jetzt reißen muß, das fest um mein Herz seit 8 Jahren sich geschlungen hat. Allein alle die Besorgnisse, die besonders in den letzten Tagen in mir aufgestiegen sind, daß man mir meinen Weggang von hier schwer machen werde, können und dürfen — ich fühle es — nach dem Vorgegangenen mich nicht hindern, Ihnen die *konfidentielle* Erklärung abzugeben, *daß, wenn ein Ruf unter den festgesetzten*

*Bedingungen an mich ergeht, ich denselben auf nächstes Sommersemester annehmen werde, unvorhergesehene außerordentliche Abhaltungen vorbehalten.*

Verehrtester Herr und Freund! Sie haben durch die aufrichtige, wohlwollende, äußerst freundschaftliche Führung der Unterhandlungen *sehr viel* zu diesem Entschlusse beigetragen, von dem ich anfänglich noch weit entfernt war. Ich freue mich herzlich, auf diese unerwartete Weise mich mit Ihnen aufs neue verbunden zu sehen, und bitte jetzt nur Gott, daß, wenn es sein Wille ist, mich in den neuen wichtigen Wirkungskreis zu versetzen, Er mich dazu stärken und segnen möge.

Ob es mir möglich sein wird — wie ich sehnlichst wünschte — am 26. Nov. dem Museumsfeste beizuwohnen — das hängt noch von mehreren Umständen ab<sup>68</sup>. Jedenfalls <der> hoffe ich, noch im Laufe dieses Winters Sie und meine übrigen Freunde in Basel persönlich zu begrüßen.

Mit aufrichtiger Hochachtung und Freundschaft

Ihr ganz ergebener D. Schenkel.

## Brief 20

[Schaffhausen, 19. XI. 1849.]

Verehrtester Herr und Freund!

Für den Fall meiner Berufung haben Sie nochmals die Güte, mich an das bevorstehende Museumsfest auf den 26ten einzuladen. Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, welchen hohen Antheil ich an einer so erhebenden wissenschaftlichen Feier nehme und wie gern ich mich auch persönlich dabei betheiligen würde. Es ist ein beneidenswerther Vorzug Basels, daß es noch solche Feste feiern kann; daß der edle Bürgersinn, der in Kunst und Wissenschaft nicht nur Ueberliefertes erhält, sondern auch neue Schöpfungen hervorbringt, in seinen Bewohnern immer noch lebendig ist. Allein *ein* Bedenken macht sich von meiner Seite gegen den Besuch dieses Festes geltend. Ihren gefälligen Mittheilungen zufolge würde nächsten Mittwoch unsere Angelegenheit entschieden. Demnach würde wohl der Ruf, wenn er an mich ergeht, gerade in *den* Tagen an mich gelangen, in welchen das Fest gefeiert wird. Es will mir aber nicht als passend erscheinen, einer öffentlichen Feier in Basel anzuwohnen,

---

<sup>68</sup> Am 26. November 1849 wurde das Museum an der Augustinergasse eingeweiht.

bevor ich eine entscheidende Antwort gegeben habe, und das wäre doch kaum *vor* dem 26ten möglich. Es ist fast ärgerlich, daß die Dinge sich so gestalten. Allein unter diesen Umständen werde ich schicklichkeitshalber auf das Vergnügen, Zeuge eines so schönen und erquicklichen Festes zu sein, leider verzichten müssen. Für Ihre freundliche Einladung genehmigen Sie aber meinen herzlichen Dank, und ebenso verdanken Sie gütigst Herrn Prof. Müller sein gastliches Anerbieten<sup>69</sup>. Ich würde von dem einen oder dem andern mit Freuden Gebrauch gemacht haben, wenn nicht unser gute Dr. Schneider schon zuvor gekommen wäre.

Ihre Idee wegen Gründung einer theologischen Akademie für den Fall der Gründung einer eidg. Hochschule in einseitiger Parteirichtung ist gewiß ernstlicher Prüfung werth, und wenn auch Alles wohl erwogen sein will, ehebevor zur Verwirklichung derselben geschritten wird, zumal so lange wir noch hoffen dürfen, die Interessen der vaterländischen Kirche *innerhalb* des Staates zu erhalten und zu fördern — so habe ich mir doch schon lange die Möglichkeit einer Ablösung der Kirche vom Staate gedacht, und dieselbe wird gewiß zur Nothwendigkeit werden, wenn die Eidgenossenschaft eine theol. Fakultät in entschieden kirchenfeindlichem Sinne errichtet. Daß für diesen Fall, wenn Gott mir Leben und Kraft schenkt, Sie meiner Mitwirkung gewiß sein können — das glaube ich versichern zu dürfen.

Noch trägt mir meine Frau die herzlichsten Grüße an Ihre Frau Gemahlin auf und zugleich den verbindlichsten Dank für ein so freundlich entgegenkommendes Anerbieten. Im Falle der Noth wird sie nicht ermangeln, wenigstens um güthigen Rath einzukommen.

Seien Sie, verehrtester Herr und Freund, aufs neue meiner aufrichtigen Hochachtung und Freundschaft versichert.

Ihr ganz ergebener D. Schenkel.

## Brief 21

[Schaffhausen, 23. XI. 1849.]

Verehrtester Herr und Freund!

Sie sind so unwiderstehlich, daß ich Ihnen auch diesmal noch nachgeben muß. Ich werde kommen. Ohnedies würde es mir bei der Sensation, welche die Berufung auf das hiesige Publikum macht, und bei der Erregtheit meines eigenen Gemüths schwer gefallen sein,

---

<sup>69</sup> Joh. Georg Müller (1800—1875), ord. Prof. für Neues Testament an der Universität Basel.

nächsten Sonntag zu predigen, und ich werde daher schon Samstags Abends abreisen und Sonntags bei Ihnen sein. Ich freue mich herzlich, Sie und so manche Freunde wieder zu sehen. Eine schriftliche Antwort auf den Ruf halte ich immer noch für schicklich: sie soll später von Schaffhausen nachfolgen.

Die Einstimmigkeit im Kleinen Rathe hat mich sehr gefreut, und dieses ehrenvolle Zutrauen erleichtert mir den Weggang von hier, den man mir, wie ich höre, noch einigermaßen erschweren will, bedeutend. Möge Gott mich nun stärken, daß ich mich dieses Zutrauens würdig erzeige. Es erscheint mir als eine dankenswerthe göttliche Führung, daß ich von den Gletscherhöhen der Kritik auf die scheinbar triviale praktische Straße gestellt worden bin. In einer Gemeinde lernt man die *wirklichen* Bedürfnisse des menschlichen Herzens kennen, und die glänzendste Gelehrsamkeit kann den Reichthum innerer Erfahrungen und äußerer Erlebnisse nicht ersetzen. Auf diesem Wege lernt man auch, sich an das Wesentliche und Kernhafte halten, und ich wäre jedenfalls ein ganz anderer Professor geworden, wenn ich nie auf und unter der Kanzel gestanden wäre. Extremen Richtungen zur Rechten und Linken werde ich wohl nicht genügen; aber es wird mir immer klarer, daß die Straße, die zur Wahrheit führt, eine stille, ernste, maßhaltende ist, und Lärm und Geschrei von dieser und von jener Seite wird mich immer weniger beirren.

So eben vernehme ich, daß Wackernagel nun dennoch bleiben wird<sup>70</sup>! Wie erfreulich! Dieser Verlust ging mir wirklich sehr nahe und wäre jedenfalls unersetzlich gewesen.

Nun hoffentlich recht bald ein fröhliches Wiedersehen. Herzlich begrüßt Sie mit aufrichtigster Hochachtung und Freundschaft

Ihr ergebener D. Schenkel.

---

<sup>70</sup> Die «B. Z.» vom 23. Nov. 1849 berichtet dazu: «Oeffentliche Blätter haben die Berufung von Prof. Wackernagel nach Wien gemeldet, und es ist von Wien aus berichtet worden, daß die Gewinnung dieses ausgezeichneten Mannes für die deutsche Lehrkanzel in der Kaiserstadt mit dem Bestreben, dem deutschen Geiste mehrere Verbreitung in dem mächtigen Reiche zu verschaffen, in Verbindung stehe. — Wir können nun den zahlreichen Freunden und Verehrern dieses Mannes in der Schweiz berichten, daß Herr Prof. Wackernagel unser Vaterland nicht verlassen, sondern in seinem bisherigen Wirkungskreise verbleiben wird.

Verehrtester Herr und Freund!

Seit den vergnügten Stunden, die ich in Basel und in Ihrer unmittelbaren Nähe zugebracht habe, ist Mehreres hier vorgegangen, wovon Sie in Kenntniss zu setzen nunmehr die Pflicht erheischt.

Heute vor acht Tagen eröffnete ich im Verlaufe der Predigt meiner Gemeinde, daß ich entschlossen sei, dem Rufe nach einem neuen Wirkungskreise zu folgen. Ich glaubte das um so mehr thun zu müssen, als manche Gemeindeglieder an diesen meinen Entschluß, wie ich hörte, immer noch nicht recht glauben wollten. Den Tag darauf beschloß der kleine Stadtrath, seinen Präsidenten mit zwei Mitgliedern an mich abordnen zu lassen, um mich, wo möglich, zum Hierbleiben zu bewegen. Diese Abordnung fand sich Dienstags Morgens bei mir ein und drückte mir den *dringenden Wunsch der Stadt* aus, sie nicht zu verlassen, womit die freudige Geneigtheit verknüpft ward, meine äußere Lage nach Kräften zu verbessern. Ich erwiderte, daß nicht Unzufriedenheit mit meiner äußern Lage, die in Basel sich ziemlich gleich bleiben werde, sondern eine innere Bestimmung mich für Annahme des Rufes entschieden hätte, und daß es mir *jetzt* beinahe unmöglich sei, nachdem der Ruf in so würdiger und ehrender Weise an mich ergangen und ich so viel als zugesagt habe, wieder zurückzutreten. Auf die dringende Bitte besonders eines Mitgliedes der Abordnung, wenigstens noch auf einige Tage diese wichtige Angelegenheit in Ueberlegung zu nehmen, bequemte ich mich dazu, wiewohl deutlich durchblicken lassend, daß eine Umkehr meiner Gesinnung nicht wohl in Aussicht stehe. Nun erschien ein Aufruf im «Tagblatte» an die Bürgerschaft, von einem eigenthümlichen Manne, dem Kantonsrichter Freuler, ausgehend, bei mehreren Anlässen schon Gegner von mir, der mir aber dabei eine tiefe Anhänglichkeit bewahrt haben muß<sup>71</sup>. Dieser Aufruf erklärte es als eine Schmach für die Stadt, wenn man nicht Alles thue, um mich zurückzuhalten. Ich ärgerte mich eigentlich nicht über den Mann, der es wohl meinte, sondern über die Art und Weise, die meinen Werth überschätzte. Es entstand nun eine wahre Aufregung. Meine Gegner politischer und religiöserseits hielten sich stille oder kämpften mit versteckten Waffen. Letzten Freitag beschloß nun der große Stadtrath auf Antrag des kleinen einstimmig, die Sache vor die Bürgergemeinde zu bringen und bei derselben eine Gehaltszulage

<sup>71</sup> Bernhard Freuler (1796—1858), Zeichnungslehrer, Kunstmaler, Kantonsrat.

von 500 Gulden für mich zu beantragen, um mir damit einen Beweis der Anhänglichkeit meiner Vaterstadt zu geben. Heute war die Bürgergemeinde versammelt und hat — worüber ich wirklich staunen muß — auch wieder einstimmig beschlossen, eine Abordnung an mich ergehen zu lassen mit der dringenden Bitte, meine Vaterstadt nicht zu verlassen, und mit dem Anerbieten einer Gehaltszulage von 500 Gldn. als Beweis der Anhänglichkeit.

Verehrtester Herr und Freund! Es kann sich hier durchaus nicht um eine Geldfrage handeln, und die Gehaltszulage, welche in für mich beschämender Weise von meinen Mitbürgern dekretirt worden ist, wird nicht die Kraft haben, meinen Entschluß zu ändern. Die Frage, welche mein Herz in diesen Tagen bewegt und bestürmt, ist die: in wie fern ich solchem Ausdrücke von Liebe und Anhänglichkeit gegenüber, der in einem für die Finanzen der Stadt Schaffhausen unerhörten Opfer sich darstellt und seinen Werth behält, auch wenn ich dieses Opfer nicht annehmen will, mich von hier losreißen darf und soll? Sie müssen mir es anfühlen, auf welche harte Probe ich hier gestellt werde. Was für Basel sprach, das spricht noch immer dafür. Ich habe nicht die geringste Ursache, mich zu beklagen; Basel ist mir auf die freundlichste Weise entgegengekommen. Mit der Annahme des Rufes habe ich es so ernst gemeint, daß ich die Ausarbeitung meiner Vorlesungen über biblische Dogmatik bereits begonnen habe. Dieses außerordentliche Hinderniß kommt mir ganz unerwartet, überraschend. Daß ich so tiefe Wurzeln in den Herzen meiner politisch großentheils meinungsverschiedenen Mitbürger geschlagen, hätte ich nie geglaubt. Wenn ich jetzt hier bleibe, dann — ich fühle es — bin ich an Schaffhausen gebunden. Dieser Moment entscheidet über meine Zukunft, meinen Lebensgang.

Verehrtester Freund! Sie haben die ganze Angelegenheit in offenster, würdigster Weise geleitet, gefördert, durchgeführt. Zu Ihnen, Ihrem Urtheile, Ihrer Ansicht habe ich volles Zutrauen. Erweisen Sie mir den Freundschaftsdienst, prüfen Sie, überlegen Sie, rathen Sie. Ziehen Sie gefälligst noch andere Freunde zu Rathe. Schreiben Sie mir ganz offen über die Sache. Ich will der Abordnung, die morgen mir den Beschluß der Bürgerversammlung eröffnen wird, erwiedern, daß ich Ihnen geschrieben, den Rath und die Ansicht meiner Basler Freunde eingeholt habe. Ich will und darf mein Wort nicht brechen — es wäre der erste Wortbruch in meinem Leben —; ich will jedenfalls so handeln, daß kein Makel auf mir liegen bleibt. Verletze ich die Pietät gegen meine Mitbürger, wenn

ich gehe? Verletze ich die Wahrhaftigkeit, wenn ich bleibe? Verfehle ich meine Bestimmung, wenn ich auch diesmal wieder auf eine akademische Wirksamkeit verzichte? — Das sind Fragen, die noch ungelöst in mir liegen, und ich erwarte von Ihrem Freundesrathe wenigstens eine theilweise Lösung.

Und nun verzeihen Sie die etwas aufgeregte Stimmung, in welcher dieser Brief geschrieben ist. Als ich Ihnen zum Abschiede die Hand drückte, hatte ich hievon noch keine Ahnung. Möge Gott diese Angelegenheit zu unser aller Bestem entscheiden und es mir recht klar werden lassen, was für sein Reich und für mich das Rechte ist.

Meine besten Empfehlungen an Ihre verehrte Frau Gemahlin und Familie. Behalten Sie in freundlichem Andenken

Ihren ganz ergebenen D. Schenkel.

### Brief 23

[Basel, 16. XII. 1849.]

Concept eines Schreibens an Pfr. Schenkel den 16. Decbr. 1849<sup>72</sup>.

Heute erst habe ich Ihren Brief vom — meinem Manne mitgetheilt, da der Tag, an welchem er ankam, gerade der war, der uns am meisten Besorgniß erregte und an welchem J. J. mich gebeten hatte, ihm jede Gemüthsb. zu ersparen. Das Schleimfieber, welches wir damals in ein Nervenfieber übergehen zu sehen fürchteten, hat sich nun glücl. gegeben und es bleibt noch eine Gelbsucht zurück, ein zwar verdrießl. und langweiliges, aber weder schmerzliches noch bedenkliches Uebel. Mein Mann dictirt mir nun in Antwort auf Ihren Brief folgendes: Ich begreife und fühle mit Ihnen das Peinliche, welches der Entschluß, den Sie nun zu fassen haben, für Sie mit sich führt, und ich würde mich wohl hüten, Ihren Entschluß in dem uns günstigen Sinne zu wenden zu versuchen, da ich wohl fühle, daß ich auch damit einen Theil der Verantwortlichkeit übernehme. Aber Ihre eben so freundschaftliche als vertrauensvolle Anfrage setzt mich über alle Rücksichten hinweg, um Ihnen von dem Standpunkte aus, von welchem aus Sie meine Ansicht zu wissen wünschen, dieselbe zu eröffnen. Das Erste, was der Mensch nach meiner Ueberzeugung zu erstreben hat, ist dem Berufe, den die Natur, d. h. Gott ihm angewiesen, nach zu kommen. In diesem Sinne

---

<sup>72</sup> Verfasserin des Briefes ist Heuslers Gemahlin, Frau Dorothea Ryhiner (1811—1880).

finde ich mich auch zufrieden und glücklich bei dem sonst so verschrieenen Beruf eines Zeitungsschreibers. Sie, verehrtester Freund, haben eine weit höhere Gabe empfangen, einen bestimmten Beruf zum academischen Lehrer, einen Beruf, den Sie innerlich erkennen, wie er auch von ferne und nahe anerkannt ist; wollen Sie nun diesem vielleicht für immer entsagen, um in einer Stadt zu verbleiben, die Ihnen sicherlich manchen guten Wirkungskreis anweist, aber so viel als keinen in dem Ihnen von der Natur angewiesenen Berufe. Es werden Ihnen die Pflichten und Rücksichten gegen Ihre Vaterstadt vorgehalten; ich will Sie nicht fragen, ob Ihre Mutterstadt, die in Bezug auf Ihre geistige Entwicklung so wichtig für Sie gewesen ist, Ansprüche ähnlicher Art erheben und jenen ersteren die Wage halten könnte; aber über beiden steht das gemeinsame Vaterland, steht die Aussicht, an der Bildung gelehrter und gläubiger Diener der Kirche im ganzen Vaterlande zu wirken, die Möglichkeit, viell. von diesem Standpunkte aus einem immer frecher einher schreitenden despotischen Nivellir System mit Erfolg entgegen zu arbeiten. Ich fühlte mich auf Ihre Anfrage hin gedrungen, Ihnen in Kurzem diese Bemerkungen an's Herz zu legen und übergehe dabei die öconomische Frage, die Sie ja selbst nicht als maaßgebend berüh[ren].

Wenn Sie sich und ihre Familie unserm von so manchen Stürmen bedrohten Schifflein anvertrauen, so hoffe ich aber auch, Gott werde die Wege finden, um Ihre Stellung, wenn auch nicht glänzend, so doch ungesorgt zu machen. Ich fühle übrigens jetzt mehr als je an mir selber, wie schwankend und ungewiß menschliche Hoffnungen und Versprechungen sind; Gott sei mit Ihnen, mein theurer Freund, und leite Ihre Entschlüsse zum Besten seines Reiches.

#### Brief 24

[Schaffhausen, 21. XII. 1849.]

Verehrtester Herr und Freund!

Was werden Sie von mir denken, daß ich meine Freunde in Basel so lange auf Antwort warten lasse? Aber die Bewegung meines Innern war in Folge der gegen mich ins Werk gesetzten Schritte so stark und nachhaltig, daß ich die Pflicht einer recht reifen und ernstesten nochmaligen Selbstprüfung tief fühlte. Zu einer völligen Entscheidung bin ich bis auf diesen Augenblick noch nicht gekom-

men ; ich weiß aber, daß ich es Ihnen und meiner Vaterstadt schuldig bin, *vor Ablauf dieses Jahres* mich noch zu entscheiden. Das starke Gewicht der innern Bestimmung zieht nach Basel ; daß aber Liebe und bis zur Aufopferung fortgehende Anhänglichkeit und dringendes Zureden von befreundeter Seite auch ein nicht unbedeutendes Gewicht bilden, das begreifen Sie wohl. Haben Sie jetzt noch gütigst Gedult mit mir bis nach Verfluß der Festzeit. Jetzt bin ich ohnedies mit Festarbeiten und Amtsgeschäften so überladen, daß ich an ruhige Sammlung und Ueberlegung nicht denken darf. Während dieser Zeit wird mein Entschluß zur völligen Reife gedeihen, und Sie dürfen dann überzeugt sein, daß wenn ich nach Basel komme, ich mit *ganzem Herzen* komme und Allem, was bisher mich hier noch im Stillen festhielt, dann abgesagt habe. Wenn solche Trennungen leicht vor sich giengen : so wäre das ja nicht einmal ein gutes Zeichen. Ohne Treue giebt es ja keinen Eifer, keine gesegnete Wirksamkeit in der Welt. Es hat mich vor 8 Jahren sehr geschmerzt, Basel verlassen zu müssen ; warum sollte es mich jetzt nicht auch schmerzen, aus meiner Vaterstadt zu scheiden, an die so geheiligte Bande sich knüpfen ?

Hoffentlich sind Sie, verehrtester Freund, wieder ziemlich hergestellt. Ihre Krankheit hat mir bange gemacht. Voriges Jahr litt ich auch so lange an gastrischen Leiden, und ich weiß mich daher in ähnliche Leiden umso besser zu versetzen. Möge Gott Sie recht bald wieder ganz herstellen ! Empfehlen Sie mich Ihrer verehrten Gemahlin bestens, auch von Seite meiner Frau die schönsten Empfehlungen. Hoffentlich kann ich Ihnen bald schreiben, was Sie freut und für mein eigenes Schicksal eine glückliche Entscheidung herbeiführt. Wenn Sie Hrn. Prof. Hagenbach sehen, so danken Sie ihm doch in meinem Namen für seinen *schönen* Brief<sup>73</sup>. Ich werde antworten, so bald ich mit mir selbst im Reinen bin.

Gott sei mit Ihnen und Ihrem Hause. In aufrichtiger Hochachtung und Freundschaft

Ihr von Herzen ergebener D. Schenkel.

---

<sup>73</sup> Siehe Anm. 44.

Verehrtester Herr und Freund!

Allerdings muß ich um Entschuldigung bitten, daß ich eigentlich mein Wort nicht gehalten und Ihnen dadurch einige Beunruhigung verursacht habe. Es war mir aber rein unmöglich, mich noch vor dem neuen Jahre zu entscheiden, und ich hielt es für Unrecht, den Kampf, den ich nun einmal mit meinem Herzen zu bestehen hatte, auf künstliche oder gewaltsame Weise abzukürzen. Jetzt ist mir ein großer Stein vom Herzen genommen, da jetzt doch einmal mein Schicksal eine bestimmte Wendung erhalten hat, und wie ich hoffe, eine solche, die mit Gottes Willen und Weg übereinstimmt. Die Freundschaft und das Wohlwollen, das Sie aufs neue in Ihrem I. Briefe gegen mich äußern, hat mir und meiner Frau äußerst wohl gethan; reißen auch manche liebe Herzensbande hier entzwei, wir wissen, daß sich auch neue und schöne dafür wiederanknüpfen.

Eine Hauptsorge war mir allerdings nochmals die prekäre Lage der Universität, die Möglichkeit einer nicht in so ferner Aussicht stehenden Aufhebung derselben. Die Frage, ob es Recht sei, eine nun doppelt gesicherte Stellung an eine ziemlich unsichere zu vertauschen, stieg nochmals beunruhigend in mir auf. In solchen Fällen muß man Glauben haben an eine höhere Bestimmung, die uns ruft, sonst würden die äußeren Schwierigkeiten unüberwindlich sein. Zwar bin ich auch der Ansicht, daß von einer eidgenössischen Hochschule vorläufig noch nicht viel zu befürchten ist, zumal wenn die Eisenbahnen gebaut werden sollen. Abgesehen von den großen materiellen Opfern, welche die Hochschule den Cantonen aufbürden wird, so ist die Herstellung einer solchen für 3 Sprachen und 2 Confessionen an und für sich schon ein Riesenwerk. Sollte sie wirklich zu Stande kommen, so theile ich Ihre Ansicht von der Nothwendigkeit, irgend ein Gegengewicht zu schaffen *für den Fall*, wenn sie zu einem reinen Parteiwerkzeug erniedrigt und die Wissenschaft an ihr in den Dienst des Radikalismus und Socialismus genommen werden sollte. Allein ich halte doch diesen Fall nicht für *sehr* wahrscheinlich<sup>74</sup>. Die Aktien des Radikalismus sind gegenwärtig nicht

<sup>74</sup> Ein Hauptförderer der eidgenössischen Universität war neben Alfred Escher der Vorsteher des Departements des Innern, Bundesrat Stefano Franscini (vgl. Schneider, op. cit., S. 211 f.) und Ernst Gagliardi, Alfred Escher, S. 172 ff.

im Steigen, und wenn die Conservativen *wirklich liberal* handeln, auf alle Reaktionsgelüste verzichten und den gewichtigen Forderungen der Zeit nicht aus dem Wege gehen, sondern denselben vielmehr entgegenkommen — so hoffe ich sogar auf einen Sieg der conservativen Ideen. Aber nur Ideen werden siegen, nicht Parteibestrebungen. Diese schöne Aufgabe hat sich ja auch die «Basler Ztg.» gestellt, den Ideen des Rechts, der Wahrheit, der Treue, des *christlich* — socialen Fortschrittes, der thätigen Menschenliebe den Sieg verschaffen zu helfen, und — wir wollen an der Zukunft nicht zweifeln. Ist es möglich, eine eidg. Hochschule zu erhalten, welche nicht im Dienste radikaler Parteisucht, sondern der Wissenschaft und höheren Geisteskultur steht, dann darf man sich einem solchen vaterländischen Institute nicht entgegenstellen. Basel wird dann aber auch ein Wort bei der Gründung derselben zu sagen haben; dazu ist es als älteste Trägerin vaterländischer Wissenschaft, als bewährter Sitz höherer Geisteskultur berechtigt.

Ueber solche und noch manche andere wichtige Fragen hoffe ich, nach meiner Uebersiedlung nach Basel, recht oft mit Ihnen zu verkehren, wie meine Frau ihrerseits sich innig freut, die nähere Bekanntschaft Ihrer vortrefflichen Gattin zu machen, an welche sie mir die herzlichsten Grüße aufträgt.

Daß unser Freund Gelzer wieder leidet, wußte ich bereits aus einem Briefe von ihm vom 11. Dez. v. J.; seitdem scheint das Uebel sich wohl verschlimmert zu haben. So angenehm mir seine Erscheinung in Basel wäre, so würde es mich doch tief für ihn schmerzen, wenn er seinen bisherigen so schönen Wirkungskreis verlassen müßte, und ich will gerne noch das Beste für ihn und seine Zukunft hoffen<sup>75</sup>.

Nun leben Sie recht wohl, verehrtester Freund, Gott schenke Ihnen seinen reichen Segen im neuen Jahre. Ihre Gesundheit wird hoffentlich bald wieder ganz hergestellt sein. Die besten Grüße an alle Bekannten, besonders an die I. Ihrigen.

Ihr ganz ergebener D. Schenkel.

---

<sup>75</sup> Joh. Heinrich Gelzer-Sarasin (1813—1889) von Schaffhausen, 1839—1843 Prof. der Geschichte in Basel, 1843—1850 in Berlin. Gelzer kehrte 1852 nach Basel zurück. Im Jahre 1847 hatte er als Vorwort seiner Schrift «Die Bedeutung der kirchlichen Bewegungen in der Schweiz seit 1839» ein freundschaftliches Sendschreiben an Schenkel gerichtet, ein Zeugnis der gegenseitigen Freundschaft.

Verehrter Freund!

Schon seit einigen Tagen hatte ich im Sinne, Ihnen zu schreiben, daß ich meine Abreise von hier, wenn nichts dazwischen fällt, auf Dienstags, den 16ten April, festgesetzt habe. Mein Nachfolger ist nun ernannt<sup>76</sup>, meine Nächsten ergeben sich in das Unvermeidliche, meine Schwiegermutter, die in Folge anhaltender Gemüthsbewegungen ernstlich erkrankte, tröstet sich mit der Möglichkeit eines baldigen Besuchs, und neben manchen schweren Stunden, die mir der Gedanke an das Scheiden verursacht, erheitert mich auch die Voraussicht einer neuen zusagenden Wirksamkeit. Herzlich freue ich mich darauf, Sie und andere Freunde wiederzusehen und mit Ihnen vereinigt zu bleiben.

Sie haben in den letzten Tagen wieder schwere Erfahrungen gemacht, und ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie nahe mich dieselben berührten. Man kann die von Ihnen gebrauchten Ausdrücke zu stark finden und das vorgeschlagene Auskunftsmittel für unausführbar halten, weil Revolutionen, wenn sie einmal zu den vollzogenen Thatsachen gehören, ein geschichtliches Recht genommen haben; aber darüber einen solchen Lärm zu schlagen, wie das von Ihren Gegnern geschehen ist, das ist lächerlich<sup>77</sup>. Diese Leute wissen gar nicht, welche Bedeutung sie durch solche Demonstrationen der Basler Zeitung verleihen. Immerhin lernt man aus solchen Erfahrungen. Unsere Zeit hat heißes Blut, und es kocht in einer leidenschaftlich bewegten Jugend. Das fortiter in re und suaviter in modo thut immer am besten seine Wirkung, und jeder Unbefangene muß es der B. Z. nachreden, daß ihr im Anstande des Ausdruckes und

<sup>76</sup> Schenkels Nachfolger in Schaffhausen wurde Joh. Georg Mägis (1814—1885).

<sup>77</sup> Am 9. März 1850 befaßte sich Heusler im Leitartikel der «B. Z.» mit der Neuenburger Frage. Er gab dabei der Meinung Ausdruck, daß die Doppelstellung Neuenburgs unhaltbar sei und daß Preußen auf seine Hoheitsrechte verzichten sollte; um diesen Verzicht zu erleichtern, sollte die durch den Handstreich vom 1. März eingesetzte Regierung zurücktreten. «Dieser Handstreich», schrieb Heusler, «war, wie gesagt, ein Bubenstück, eine Ueberrumpelung der rechtmäßigen Behörden und der offenbaren Mehrheit des Volkes; die Mißhandlung der würdigen, ihrer Pflicht und ihrem Eide getreuen Mitglieder des Staatsrathes, so wie so Manches, was seither erfolgt ist, verdient kaum einen besseren Namen.» Die Empörung der Basler Radikalen über die Schreibweise Heuslers machte sich in einer öffentlichen Protestversammlung auf der Schützenmatte Luft.

im Adel der Gesinnung nicht leicht ein anderes Blatt gleich kommt. Mit pomphaften Protestationen wird man Ihr Blatt nicht todschlagen und Sie auch nicht aus dem Großrathssaal heraus protestieren. Was übrigens das Verhältniß der Schweiz zu Preußen betrifft, so scheint mir auch, daß, wie die Sachen stehen, Neuenburg von der Schweiz nicht geopfert werden kann. Hier muß entweder das Schwert entscheiden oder eine kluge Transaktion. Zum Krieg kann es Preußen nicht kommen lassen; für eine omelette spielt man nicht *va banque*<sup>78</sup>. Nur wenn in einem eidgenössischen Kriege die Würfel durchgängig zu Gunsten der Reaktion fielen, wenn die Resultate des Jahres 48 aus der Geschichte mit dem Schwamme ausgetilgt würden: wäre eine Restauration der alten Verhältnisse möglich. Das kann ich weder für wahrscheinlich noch für wünschenswerth halten. Gegen eine billige Entschädigung, vermittelt welcher das Legitimitätsprincip auch seine Genugthuung fände, sollte sich Preußen nachgiebig finden lassen. Es würde zehnfach an moralischem Halt in der Schweiz gewinnen gegen das, was es an materiellem Vortheile verlore. Und die rothe Republik hätte einen Hebel weniger zu Weltverbesserungs-Umsturzversuchen.

Hier in Schaffhausen verlasse ich einen *faulen* Boden, in Basel scheint mich ein *vulkanischer* zu erwarten. Göthe läßt den Teufel aus «Dreck und Feuer» zusammengesetzt sein, doch ziehe ich die Feuernatur der Schlammnatur noch vor. Basel hat aber auch viele edle, herrliche Gegenkräfte, und Ihr Blatt nimmt keinen geringen Rang darunter ein. Sie haben schon öfter bewiesen, daß Sie sich nicht einschüchtern, nicht entmuthigen lassen. Sie werden es auch diesmal beweisen.

Leben Sie recht wohl, und empfehlen Sie meine Frau und mich bestens Ihrer Frau Gemahlin.

Von Herzen Ihr ergebener D. Schenkel.

---

<sup>78</sup> Der Konflikt zwischen der Schweiz und Preußen wurde 1857 durch den Verzicht Preußens auf Neuenburg beendet.

Verehrtester Herr und Freund!

Aus inliegenden Schreiben, die ich seit 2 Tagen erhalten habe, ersehen Sie am besten, wie die Berufsangelegenheit steht, und wie, selbst bei dem besten Willen von meiner Seite, an ein Zurückgehen nicht mehr zu denken ist. Unter solchen Umständen müssen wir wohl hinnehmen, was nicht Menschen so gemacht, sondern Gott so gefügt hat; denn ich glaube allerdings, ohne die Anträge von Senn und Stähelin wäre ich hier geblieben<sup>79</sup>. Auf der andern Seite war aber auch wieder ein starker Zug in mir, den Ruf anzunehmen, und ein mächtigerer und weiserer Wille als der meinige hat es geleitet, daß es so kommen mußte.

Die mitkommenden Briefe theile ich Ihnen natürlich nur *ganz im Vertrauen* mit; ich werde sie heute Abend wieder zurückholen lassen.

Behalten Sie lieb

Ihren gewiß treuergebenen D. Schenkel.

---

<sup>79</sup> Ueber die Berufung Schenkels nach Heidelberg berichtet Hausrath, Richard Rothe, op. cit., II, S. 218: «Wie rasch er hier (in Basel) durch seine glänzende Rednergabe und sein praktisches Geschick sich unentbehrlich zu machen wußte, beweist ein Ersuchen der Basler theologischen Fakultät (Müller, Hagenbach, Stähelin), die Heidelberger Kollegen möchten doch darauf verzichten, ihr Schenkel zu entziehen. Ein Antrag im Großen Rat auf Aufhebung der Universität in Basel sei noch eben erst mit Mühe zu Fall gebracht worden, verliere in diesem Augenblick die Universität eine ihrer glänzendsten Lehrkräfte, so würden sich deren Verlegenheiten alsbald erneuern. Im gleichen Sinne wendete sich der Basler Erziehungsrat an das badische Ministerium, was natürlich nur die Folge hatte, daß beide auf Schenkels Berufung umso eifriger beharrten.»